Phantom

Gerhart Hauptmann

Phantom

Aufzeichnungen
eines ehemaligen
Sträflings

*

1923

S. Fischer / Verlag / Berlin

Zweite bis zwanzigste Auflage

Druck der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig

Phantom

Meine Frau hat mir das kleine Zimmerchen in der Frontspitze eingerichtet, darin sitze ich nun. Gegenüber rauscht der Dorfbach unter Eschen und Weiden. Ich höre unter mir die Schelle des Kramlädchens, das meine Frau versorgt. Es geht gut und ernährt uns vollkommen bei bescheidenen Ansprüchen.

Ich werde aber noch etwas anderes anfangen müssen. Erstlich bleibt mir freie Zeit, alsdann habe ich geistige Bedürfnisse. Übrigens ist mir sehr wohl, und ich fühle mich wie in Abrahams Schoß.

Ich rauche Pfeife. Das kostet mich so gut wie nichts, denn wir haben den Knaster im Kramladen. Rauchen belebt die Phantasie. Es macht zugleich ruhig. Ich gewinne zum Beispiel dadurch die Fähigkeit, gleichzeitig einen Zustand angenehmer Muße zu empfinden und mit der Feder meine Gedanken aufzuzeichnen. „Schreibe doch," sagt übrigens meine Frau, „es kann ja möglicherweise ein Buch daraus werden."

Ich schreibe alles ganz einfach so hin, was mir durch die Seele geht.

Wenn es mir übrigens gelänge, ein Buch zu machen, warum sollte ich nicht auch ein zweites, ein drittes schreiben können? Dann wäre ich Schriftsteller. Auf die natürlichste Weise hätte ich dann die gesuchte Nebenbeschäftigung gefunden.

Dieses Haus, das mein Schwiegervater vor einem halben Jahr gekauft hat mitsamt dem Kramlädchen, hat ja auch der Witwe eines ähnlichen Menschen gehört. Sie hieß Frau Wander. Wander war Schullehrer und hatte wegen gewisser Ansichten seinen Posten aufgeben müssen. Er fand nach langem Umherirren, wie ich, dies Asyl und darin sein Auskommen. Seine Lebensarbeit, die er möglicherweise in demselben Zimmer begonnen und vollendet hat, ist ein fünfbändiges deutsches Sprichwörterlexikon.

*

Ich bin hier vorläufig unbekannt. Meine Frau und mein Schwiegervater haben dies Dörfchen im Hirschberger Tale ausgesucht, weil sie nicht wollten, daß immerfort Anlaß gegeben würde, über meine „Irrfahrten" zu reden, aber auch aus dem Grunde, um mich aus einer Umgebung zu bringen, die auf Schritt und Tritt in mir Erinnerungen wecken und wachhalten müßte.

Da fällt mir ein: bin ich nicht eben dabei, ihre Absicht zu durchkreuzen?

Ja und nein.

Wenn ich hier über mein Schicksal nachdenke, einen Überblick meiner Vergangenheit zu gewinnen suche und mich bemühe, alles mir Denkwürdige mit Wahrhaftigkeit aufzuzeichnen, so ist dies unter anderem der Versuch, mich aus dem Banne der Erinnerungen freizumachen, und ganz etwas anderes, als unfreiwillig wieder in ihren Bann zu geraten, was wahrscheinlich in Breslau geschehen würde.

Ich wünsche die Stadt nie wiederzusehen.

Vielleicht würde man nach Geschehnissen, wie ich sie hinter mir habe, nicht mehr leben können, wenn nicht alles Vergangene tatsächlich unwirklich wäre. Vergangenes wirkt nun einmal in keinem Falle mehr mit der Kraft der Wirklichkeit. Ich muß mit großer Gelassenheit, Geduld und Sorgfalt vorgehen, wenn ich die einzelnen Umstände meines großen Erlebnisses überhaupt noch in meinem Geiste hervorrufen will. Die letzten natürlich sind die lebendigsten, während alle die, welche vor meinem Eintritt ins Zuchthaus liegen, weit weniger deutlich und trotzdem weitaus wichtiger sind.

*

Ich habe sechs Jahre, vier Monate und einundzwanzig Tage im Zuchthause gesessen. Das ist eine harte Tatsache, die ich lieber gleich hinsetzen will. Es wäre mir mehr als unangenehm, Leser durch ihr Verschweigen erschlichen zu haben, wenn wirklich einmal aus meinem traumhaft entschwundenen Erlebnis ein fertiges Buch geworden sein sollte. Es bleibt dann Tatsache und werde hiermit ausdrücklich betont, daß sein Verfasser im Zuchthaus gesessen hat.

*

Ich würde diese Zeilen ganz gewiß nicht schreiben, ja ganz gewiß nicht mehr leben, wenn nicht meine heutige Frau Marie, geborene Starke, gewesen wäre. Starke ist ein verbreiteter Name. Es liegt aber nahe, der Wahrheit gemäß zu sagen, daß meine heutige Frau nicht nur Starke heißt, sondern eine Starke ist, obgleich sie rein äußerlich ein sanftes und freundliches Wesen auszeichnet. Mein Schwiegervater war Buchbinder. Ist seine Tochter stark gewesen, so hat sie an ihm noch außerdem und jederzeit eine starke Stütze gehabt.

Mein Schwiegervater ist achtzig Jahr. Er verkauft unten im Laden. Er ist ein bewunderungswürdiger Mann.

Wir haben hier im Dorf einen seltsamen Schulmeister: getaufter Jude, Dr. Levin. Sein Vater war in Berlin Bankier und sehr wohlhabend. Man sagt, daß Dr. Levin auf den größten Teil seines Vermögens zugunsten seiner Geschwister verzichtet hat. Er war Staatsanwalt und sollte zum Oberstaatsanwalt avancieren, als er absprang und nach entsprechender Vorbereitung sich hier als Volksschullehrer anstellen ließ. So konnte er, wie er sagt, sein soziales Gewissen beruhigen. Aus Gefälligkeit bindet mein Schwiegervater für Dr. Levin noch hie und da Bücher ein.

Ich habe Dr. Levin gelegentlich dies und das aus meiner Vergangenheit mitgeteilt. Er bestärkt mich darin, es aufzuschreiben.

Er hat ein behagliches Arbeitszimmer im Giebel des Schulhauses eingerichtet. Als ich ihm neulich einige Bücher gebunden zurückbrachte, hielt er mich fest. Ich mußte mit ihm eine Zigarre rauchen und Kaffee trinken. Da habe ich ihm das Bild gezeigt.

Meine Frau weiß von dem Bilde nichts.

Ich habe dies Bild von Melitta erhalten.

Als nämlich meine Beziehung zu Melitta in voller Blüte stand, hatte ich ihr in einer vertraulichen Stunde meine Schwäche für Veronika Harlan, die Eisenhändlerstochter, mitgeteilt. Melitta war gutartig. Eines Tages ließ sie sich photo-

graphieren und sah im Atelier des Photographen dies Bild. Es war ihr nicht schwer, ihn zu überreden, es ihr abzulassen, da sie das Kinderköpfchen darauf so überaus schön fände. Auch Dr. Levin fand es überaus schön.

Es ist schön, jawohl, doch hat es Gott sei Dank keine Gewalt mehr über mich.

*

„Keine Gewalt mehr über mich."

Diese Behauptung muß modifiziert werden.

Heute bin ich mit Gottes Hilfe ein kerngesunder Mann. Diese Gesundheit habe ich in den Jahren der völligen Einsamkeit in meiner Gefängniszelle und in der Folgezeit erlangt, wo ich durch Freundlichkeit des Direktors in der Anstaltsbibliothek beschäftigt wurde. Ich konnte da auch meine Bildung vervollständigen.

Da ich kerngesund bin, hat das Bildchen keine Gewalt mehr über mich. Als das Urbild dieses Bildchens seine Gewalt über mich antrat, war ich achtundzwanzig Jahre alt und, weil kränklich von Kindesbeinen an, dem Wesen nach älter. Von Jugend auf bin ich kränklich gewesen, sagte ich; wirklich krank wurde ich ungefähr in meinem zweiundzwanzigsten Jahr. Ich hustete viel und hatte dabei mehrere Jahre lang jedesmal Blut

im Taschentuch. Das hatte sich übrigens verloren, als meine seelische Krankheit begann.

Man sagt, daß die früher sogenannte Auszehrung, also das Lungenleiden, das Liebesleben steigere. — Aber darauf kann ich vielleicht später zurückkommen. Es ist übrigens eine Angelegenheit der ärztlichen Wissenschaft, festzustellen, inwieweit Körper auf Seele zu wirken vermag.

Soviel glaube ich sagen zu können, daß, als der Funke in meine Seele fiel, sich in Seele und Körper ein ungeheurer Brennstoff angesammelt hatte.

Was war das nun für ein Funke und von welcher Herkunft war dieser Funke? Da hätte ich nun die Wahl, ihn entweder aus himmlischem oder aus höllischem Feuer bestehen zu lassen, seine Herkunft aus Himmel oder Hölle abzuleiten. Eigentlich, wenn ich noch in der Lage wäre, mit diesen Begriffen zu operieren, hätte ich keineswegs die Wahl. Da nämlich aus diesem Funken ein wahrer Höllenbrand entstanden ist, könnte ein Christ niemals zugeben, es sei ein himmlischer Funke gewesen. So hat es denn auch der Anstaltsgeistliche, Pastor Walkmüller, einen höllischen Funken genannt und es dann natürlich sehr leicht gefunden, alle schrecklichen Folgen für mich und andere aus dieser Brandstiftung des Satans abzuleiten.

Eine solche Vereinfachung würde der Wahrheit, die mein Zweck ist, nicht dienlich sein.

Ich habe soeben das Bild der dreizehnjährigen Eisenhändlerstochter wiederum aufmerksam betrachtet und muß sagen, daß es von berückendem Liebreiz ist. Jungfrau, Mutter, Königin! würde der Altmeister sagen. Schlechterdings ein Gnadenbild. Es würde nicht wundernehmen, wenn man von nah und fern zu ihm wallfahrtete.

Ein rechtgläubiger Katholik könnte einwenden: der Teufel habe sich wohl auch gelegentlich in seiner List sogar der ahnungslosen Mutter Gottes bedient, um Seelen ins Verderben zu locken.

Wenn ich also sagte: das Bild hat keine Gewalt mehr über mich, so meine ich, es hat im Sinne des Mißbrauches durch den Teufel keine Gewalt mehr über mich.

*

Ich will den Satan hiermit verabschieden, ihn nochmals zu bemühen, wird, wie ich hoffe, nicht nötig sein.

Ich bin einfach durch einen Brand gleichsam in Asche gelegt worden, weil ich dem Einbruch des göttlichen Feuers gegenüber, nach meinem Maulwurfsdasein, völlig wehrlos gewesen bin.

Insofern aber, als dieses Bildchen der Abglanz des göttlichen Feuers ist, hat es noch heute Gewalt über mich und wird sie bis an mein Ende behalten.

Ich habe Veronika Harlan zuerst erblickt, als ich, ein armer Magistratsschreiber, eines Mittags wie gewöhnlich nach Hause ging. Vor dem Breslauer Rathaus steht die Staupsäule. Es sind Ringe daran, an denen das Kind sich zu schaffen machte. Man schrieb den achtundzwanzigsten Mai, ein Datum, das ich aus vielen Gründen begreiflicherweise nicht vergessen kann. Trotzdem die Passanten aufmerksam wurden, konnte die Gouvernante das Interesse des Kindes nicht von der Staupsäule ablenken. Sie versuchte mehrmals, das auffällig schöne Geschöpf mit dem offenen safrangelben Haar von den Stufen herabzulocken. Es gelang ihr nicht. Ich weiß nur, daß mir der Hut vom Kopfe flog — es hatte mich jemand angestoßen —, und wie das Kind deshalb in ein unwiderstehlich herzliches Lachen geriet.

Ohne das Erlebnis dieses Augenblicks würde ich wahrscheinlich noch heute bürgerlich unbescholten sein, und es wäre mir Leiden über Leiden erspart geblieben. Aber ein Sprichwort, freilich kein deutsches, aus der Sammlung des ausgezeichneten Wander, sagt: Noch das eigene Leiden ist

einem teurer als fremdes Glück! Und wenn ich gefragt würde, ob ich an jenem Morgen das scheinbar so harmlose, doch so folgenschwere Erlebnis lieber nicht gehabt hätte, so müßte ich antworten:

Ich will lieber mein Leben als dieses Erlebnis hergeben.

*

Dieses Bekenntnis würde meinen ehemaligen Richtern mit dem Ausdruck tiefster Verstocktheit, einem Mann von Weltverstand mit dem Ausdruck höchster Narrheit gleichbedeutend sein. Lebe ich so lange und behalte ich Lust und Fähigkeit, bis alles gesagt ist, was ein rundes und vollkommenes Bekenntnis rund und vollkommen macht, und lesen es dereinst meine Richter, so könnte es sein, daß sie ihre Meinung ändern. Sie werden vielleicht erkennen, wie schief, wie lückenhaft, wie unwahr mein in den Protokollen befindliches Geständnis im Grunde ist. Dagegen wird der Mann von Weltverstand, der mich schon jetzt für närrisch erklärte, seine Meinung am Schlusse für bestätigt erachten. Ich selbst, sofern ich über meine Aufgabe nachdenke, obenhin nachdenke allerdings, kann nicht umhin, sie darin zu sehen, die Geschichte eines Dummkopfes, eines Narren und eines Verbrechers ineinander zu flechten.

Freilich hoffe ich, indem ich dies tue, mich über den Dummkopf, den Narren und den Verbrecher erheben zu können — oder sagen wir, alle drei abzuschütteln.

*

Um etwas von meiner Herkunft zu sagen.

Mein Vater war Zollkontrolleur, er hatte die Kontrolle der Schnapsbrennereien unter sich. Bei diesen Gelegenheiten wurde er viel traktiert und war eines Tages zum ausgesprochenen Potator geworden.

Da er selten zu Haus war, von Berufs wegen herumreisend und auf Gasthäuser angewiesen, ging neben den Diäten der größte Teil seines Einkommens drauf. Hätte ihn nicht zur rechten Zeit der Schlag getroffen, hätte man ihn möglicherweise aus dem Amt gejagt, und Mutter hätte die Pension eingebüßt. Mehrmals hatte sie bereits Fehlbeträge der Kasse gedeckt, wozu sie einmal die nötige Summe bei Tante Schwabe, was eine saure Arbeit war, erbetteln mußte.

Das Leben meiner Mutter war schwer.

Durch den Vater vollkommen enttäuscht, fast vollkommen verlassen und vollkommen unglücklich gemacht, hielt sie sich, wie es in solchen Fällen geht, an die Kinder. Sie hatte zwei Söhne und

eine Tochter. Ich war der Älteste. Solange mein Bruder und meine Schwester, die jüngste unter uns, Kinder waren, ging es soweit ganz gut. Als sie das siebzehnte, achtzehnte Jahr überschritten hatten, zeigte es sich, daß man sich an sie durchaus nicht weiter halten konnte. Das war zu der Zeit, als meine Mutter bereits im fünften Jahr Witwe war.

Es bestand immer ein ganz besonders gutes Verhältnis zwischen meiner Mutter und mir. Wann es begonnen hat, weiß ich nicht. Ich glaube, sehr früh. Es bestand bereits, als ich merkte, daß mich mein Vater nicht leiden konnte. Da er auch meist mit meiner Mutter im Kampfe lag, schloß ich mich naturgemäß an sie an.

Ich vermag nicht zu sagen, wann ich ihr erklärter Liebling wurde. Es muß schon vor dem Tod des Vaters gewesen sein. Sie nannte mich damals schon oft ihren einzigen Trost. Später, als ich bei einem Rechtsanwalt Schreiber geworden war und ihr jeden Ersten das volle Gehalt in ihre Hände legte, hörte ich sie nicht selten sagen, daß ich ihre einzige Stütze sei.

Die Wohnung, welche wir nach dem Tode des Vaters bezogen, lag im ersten Stock eines altertümlichen Häuschens der Taschenstraße. Wir haben sie bis zum Eintritt der Katastrophe, also etwa acht Jahre lang, innegehabt. Sie war sehr

klein, sehr dunkel, aber trotzdem nicht unbehaglich. Solche altväterische Bürgerhäuschen mit ihren kleinen Fenstern und niedrigen Stuben haben meist einen großen Reiz. Ich dachte nichts anderes, als daß ich gemeinsam mit meiner Mutter diese Gelasse bis ans Ende unserer Tage bewohnen würde.

Ich nahm in dem kleinen Haushalt die Stelle des Vaters, die Stelle des Hausherrn ein. Bedeutend älter als meine Geschwister, war ich schon darum für sie eine Autorität. Es wurde mir aber überdies bei jeder Gelegenheit in Gegenwart der Geschwister die väterliche Gewalt über sie von der Mutter attestiert. Sie fiel auch darum an mich, weil ich lange Zeit der einzige Verdiener war. Als mein Bruder und meine Schwester gelegentlich ebenfalls etwas verdienten, haben sie doch niemals auch nur einen roten Heller an meine Mutter abgeführt.

Die väterliche Gewalt habe ich meines Wissens niemals mißbraucht.

Aus Schonung für meine Lungen und meinen Kehlkopf hatte ich mir eine leise Sprechweise angewöhnt. Sie ist mir zur zweiten Natur geworden. Deutlich steht es mir noch vor der Seele, wie bei der Verhandlung mir mehrere unter den Herren Geschworenen: „Lauter! Lauter!" zuriefen. Diese verhaltene Sprechweise habe ich

im Verkehr mit meinen Geschwistern, auch wenn ich sie zu ermahnen oder zurechtzuweisen hatte, nie zu beschleunigen oder verstärken brauchen. Ich darf sagen, ich genoß bei ihnen eine mit Bewunderung gemischte Achtung, eine so unbeschränkte Autorität, wie sie selbst mein Vater niemals besessen hatte.

„Du solltest Lehrer werden, besser, du hättest sollen Lehrer werden", sagte meine Mutter zuweilen, wenn sie bemerkte, wie ich mir mit meinen Geschwistern Mühe gab und ihnen Geschichtszahlen, Bibelsprüche und dergleichen abhörte. Ich unterliege gewiß keiner Selbsttäuschung, wenn ich mir das Zeugnis ausstelle, daß ich ihnen in der Tat ein allzeit bereitwilliger und geduldiger Berater, Helfer und Lehrer gewesen bin. Auch fand ich wirklich am Lehren Gefallen.

Als die Mutter wieder einmal ihr „Du hättest sollen Lehrer werden" gesagt hatte, kam mir der Gedanke, ob dies nicht am Ende, ich war damals fünfundzwanzig Jahre, jetzt noch möglich sei. Der Gedanke belebte, ja begeisterte mich, sofern man irgendeinen der weniger gedrückten Seelenzustände, dessen ich damals fähig war, als Begeisterung bezeichnen kann. Binnen kurzer Zeit hatte ich genügend Auskünfte eingeholt, benützte zum erstenmal einen Teil des Gehaltes zum Bücherkauf und begann mich, jede dienstfreie

Stunde benützend, auf das Mittelschullehrerexamen vorzubereiten.

Bis dahin hatte ich in einem Zustand natürlicher Resignation, ohne zu denken, vor mich hingelebt. Während ich Englisch, Französisch und die übrigen Fächer trieb, winters und sommers in meinem kleinen behaglichen Zimmerchen, dessen Tür sich auf eine Holzgalerie des Höfchens öffnete, tat ich zum ersten Male etwas, das einer wirklichen eigenen Initiative entsprang. Deshalb hatte ich dabei ein besonderes Wohlgefühl und fühlte mein Selbstbewußtsein wachsen.

Ich habe des doppelten Knochenbruches noch nicht erwähnt, den ich leider einmal als Kind erlitt. Mein Vater hatte eine bei meinem sanften, zur Unterordnung neigenden Wesen kaum sehr angebrachte militärische Art, mit mir zu verkehren. Klang der Name Lorenz, so hieß ich nämlich, von seiner Stimme gesprochen durchs Haus, so verlor ich fast immer alle Besinnung. In einem solchen Zustand eine Treppe herunterhastend, rutschte ich aus und brach das Bein. Die Knochen wurden von einem Pfuscher schlecht zusammengeleimt, so daß das betroffene Bein kürzer wurde. Um den Schaden zu heben, wurde es von einem anderen Pfuscher gewaltsam nochmals gebrochen, worauf es schließlich, nach der Heilung, noch kürzer geworden war. Ich hinke seitdem, und das

hat besonders damals nicht wenig auf meine Lebensführung eingewirkt. Aus begreiflichen Gründen mied ich die Spiele der Kinder, an denen ich mich bis dahin leidenschaftlich beteiligt hatte, und wandte mich stillen Beschäftigungen zu, am liebsten im Zimmer und überall dort, wo niemand anderes zugegen war.

Ich glaube, ich habe erst während der Untersuchungshaft wirklich denken gelernt und den Segen des eigenen Denkens empfunden. Ein Anfang dazu war indessen gemacht, als ich den Beschluß gefaßt hatte, auf den Lehrerberuf hinzuarbeiten und, wie gesagt, war ein zweifellos erhöhtes Selbstbewußtsein die wohltätige Folge davon.

*

Überhaupt war das begonnene Selbststudium für mich in jeder Beziehung wohltätig, und ich denke an die dabei verbrachten Stunden mit Vergnügen zurück. Das weiß meine Frau und hat darum auch dieses Zimmer dem, worin ich damals meine Studien trieb, so ähnlich als möglich zu machen gesucht. Der alte Kachelofen, an den ich mein Arbeitstischchen gerückt hatte, war schokoladenbraun. Vielleicht auf Rat meines Schwiegervaters hat sie mir diesen ganz ähnlichen, an

dem nun das alte Tischchen wiederum steht, setzen lassen. Unterrichtsbriefe erstand ich mir lieferungsweise. Ich schaffte mir nach und nach auch die übrigen unumgänglichen Lehrbücher an. Meine Mutter schwankte dabei zwischen Besorgnis und Billigung. Ihr Vater war ein wohlsituierter Bürger Breslaus, seines Zeichens Kürschner, und die letzten vier Jahre vor seinem Ende sogar Stadtrat gewesen. Nun hatte sie zwar in jeder Beziehung resigniert, aber es schmeichelte doch ihrem Selbstgefühl, in mir nun nicht mehr den elenden Schreiber eines Rechtsanwalts, sondern den künftigen Mittelschullehrer zu sehen. Andererseits machte sich der Ausfall an Wirtschaftsgeld empfindlich bemerkbar, den sie infolge der Bücherkäufe erlitt. Später, als mein Interesse für Literatur und also auch für Bücher sich über den Rahmen meines Lehrerpensums hinaus entwickelte und ich Reclam-Heftchen und auch etwas kostspieligere Klassikerausgaben zu kaufen begann, habe ich Mutter manchmal in Tränen gefunden, und ich hatte viel Mühe, sie zu trösten und zu beruhigen. Ich konnte sie allerdings nie davon überzeugen, daß das Geld, für nicht zum Examen unbedingt gehörige Bücher ausgegeben, nicht weggeworfen sei.

Unnütz zu sagen, daß durch Schiller und Goethe mein Gesichtskreis erweitert, meine Vorstellungs-

welt unendlich bereichert wurde. Aber meine damals beginnende, von meiner Mutter so sehr beklagte Schwäche für Bücher hat insofern einen nicht hoch genug zu bewertenden anderen Vorteil für mich gehabt: ohne sie hätte ich meinen Schwiegervater und meine jetzige Frau niemals kennengelernt, und ich glaube, ich habe schon ausgesprochen, ich würde in diesem Fall nicht mehr leben.

*

Ich weiß noch genau, wie erschrocken ich war, als eines Tages Marie Starke zu mir ins Zimmer trat und mir den von ihrem Vater frisch gebundenen Uhland brachte. Sie ist ebenso alt wie ich, und wir waren damals beide vierundzwanzig Jahre. Sie kam ohne Hut, hatte schlicht gescheiteltes dunkles Haar, braune Augen und trug um die Schultern ein blaues Tuch. Unsere Lebenslagen hatten eine gewisse Ähnlichkeit, insofern ich meiner Mutter den Versorger und sie ihrem verwitweten Vater die Hausfrau zu ersetzen hatte. Ihr Äußeres hatte schon damals etwas Frauliches. Sie glich einer hübschen jungen Frau.

Erschrocken war ich, weil ich damals vor Frauen eine ganz unbegreifliche Scheu hatte. Außer

meiner Mutter, meiner Schwester und, nicht zu vergessen, Tante Schwabe hatte ich weder Frau noch Mädchen kennengelernt. Ich habe natürlich gelegentlich in Verkaufsläden mit Inhaberinnen und Verkäuferinnen Worte gewechselt, aber das ist eine Sache, die an dem vorher erwähnten Umstand nichts ändert. Selbst mit Dirnen habe ich, weniger aus Keuschheit als aus Furcht, nie etwas zu tun gehabt. Schließlich war es ja auch viel zu kostspielig.

Marie Starke hatte eine sehr natürliche, unbefangene und offene Art. Ich war selber angenehm überrascht davon, wie schnell ich Furcht und Befangenheit los wurde. Ich habe vergessen, was etwa bei ihrem ersten Besuch zur Sprache kam. Sie erkannte jedenfalls bald, daß meine vornehmste Sorge ebenso meine Mutter, wie ihre vornehmste Sorge der Vater war. Sie vergötterte förmlich ihren Vater, wie ich meine Mutter beinahe wirklich vergötterte.

In diesen Beziehungen trafen wir uns.

Wir freuten uns auch über manche andere Gemeinsamkeit und seltsamerweise darüber, daß wir beide nicht heiraten wollten und unseren Beruf darin sahen, ich meine Mutter und sie ihren Vater bis an ihr und sein Lebensende zu pflegen.

*

Wir verstanden uns also und hatten den Eindruck, daß wir uns gefunden hätten. Und dieses Finden bedeutete uns einen Glücksfall. Zwei vereinsamte Menschen, Altersgenossen, hatten sich getroffen und genossen miteinander das Glück natürlicher Kameradschaftlichkeit. Es wurde zwischen uns üblich, gemeinsam zu beraten, was uns in der Sorge für unsere alten Pfleglinge sowie unsere Haushalte wichtig erschien. Zwanglose Besuche bei dem alten, stets wohlgelaunten Buchbinder wurden mir zur Gewohnheit, und auch Marie kam nicht gerade selten zu mir herauf.

Daß Mutter die Besuche von Marie Starke gerne sah, glaube ich nicht. Sie konnte gegen das Mädchen nichts eigentlich vorbringen, aber ich nehme an, sie sah gewissermaßen eine Rivalin in ihr, d. h. der Gedanke ängstigte sie, ich könne ihr durch das Mädchen genommen werden. Ich weiß, ihr Lebensplan gründete sich durchaus darauf, daß ich ledig bliebe.

Meine Mutter klammerte sich an mich wie eine Ertrinkende. Ich fühlte das oft mit beinahe erschreckender Deutlichkeit. Sie war gegen jedermann, der sich mir näherte oder irgendwie Anspruch auf mich erhob, nicht nur gegen Marie, mißtrauisch.

Der Schreiber Lorenz Lubota — der klangvolle Name Lubota kommt mir von Vaters wegen zu! —, dieser Schreiber also, der beim Gehen hinkte, als ob er einen Pferdefuß hätte, und der, wenn er sich im Spiegel sah, niemals einen annähernd zufriedenstellenden Eindruck von sich selbst erhalten konnte, war damals nicht weit davon entfernt, auf sich und seinen Wert eitel zu sein. Außer der Mutter und Marie Starke gab es noch eine dritte Weibsperson, Tante Schwabe, von mir bereits einige Male genannt, die ihn als Tugendmuster betrachtete.

*

Bevor ich von Tante Schwabe rede, der einzigen Schwester meiner Mutter, mag es gut sein, mich zu erinnern, daß ich in einem stillen Hafen gelandet bin. Auch will ich einige Züge, um mich in jeder Beziehung zu beruhigen, aus meiner Pfeife tun. Es kann nicht schaden, festzustellen, daß unten immer wieder die kleine Ladenschelle geht, der Beweis eines anständigen und rechtschaffenen Erwerbs. Ich habe im Frühjahr Rosen okuliert, meine sieben Birnbäume und vierzehn Apfelbäume mit Kalk bestrichen, meinen Gemüsegarten bestellt, Starkästen aufgehängt, ja sogar zwei Bienenstöcke in Betrieb gesetzt ... gut und genug davon.

Tante Schwabe wurde von meiner Mutter verschiedener Umstände halber gehaßt.

Sie hatte ihr vom Vater ererbtes Vermögen verzehnfacht, während das Vermögen meiner Mutter in ihrer Ehe aufgebraucht worden war. Ein arbeits- und sorgenvolles Leben hatte die Mutter arm, ein im großen ganzen sorgenfreies Genußleben Tante Schwabe reich gemacht. Das konnte ihr Mutter nicht verzeihen.

Mutter glaubte sich aber schon bei Regelung des Nachlasses der Eltern durch die Schwester übervorteilt. Als sie in höchster Not, um ihren Mann vor dem Zuchthause zu retten, inständig Tante Schwabe um ein Darlehen bat und diese zunächst es verweigerte, rückte sie mit dieser Überzeugung heraus, was natürlich einen erbitterten Wortstreit zur Folge hatte. Dieses eine Mal gab indessen Tante Schwabe das Geld, wie ich früher bereits gesagt habe. Die Abneigung meiner Mutter gegen die Tante war durch den ganzen Handel sowie durch die Schuld, die sie begreiflicherweise nicht abtragen konnte, noch bedeutend verstärkt worden.

Die Tante urteilte über Mutter mit weitaus größerer Milde, als diese über die Tante urteilte. „Sie hat", so sagte die Mutter, „den ehrlichen Namen Schwabe als eine Wucherhexe in Schmach und Schande gebracht. Wenn man bedenkt, daß

unser Vater Stadtrat gewesen ist ..." Sie hat gewiß nicht unrecht, die gute Mutter, wenn sie in der Entwicklungsgeschichte einer Stadtratstochter zur Pfandleiherin einen Niedergang feststellte. Aber sie gab ihr den Namen „Wucherhexe" und andere noch ärgere, die auf eine Verbindung mit Elementen hindeuteten, die in Kaschemmen und öffentlichen Häusern beheimatet sind.

Tante Schwabe hatte eine ähnliche Meinung von mir und eine ähnliche Vorliebe als Mutter für mich. Zweifellos war ihr bekannt, was Männerliebe bedeutet, aber über eine oder zwei Verlobungen hinaus hatte sie es zeit ihres Lebens nicht gebracht, und übrigens war sie ledig geblieben. Ihre Geschäfte hatte sie der ihr eigenen rechnerischen Begabung gemäß stets allein geführt. Über die Fünfundvierzig hinaus, als sich bereits kleine Altersübel eingestellt hatten, hatte sie öfters Hilfe nötig, und es war nur natürlich, daß sie sich ihres Neffen erinnerte, den sie damals mit vollem Recht als peinlich redlichen Menschen betrachten durfte.

Der Umstand nun, daß ich regelmäßig zweimal die Woche den Abend bei Tante Schwabe zubrachte, um mit ihr zu plaudern, Tee zu trinken und dabei ihre Geschäftsbücher nachzusehen, steigerte wiederum Mutters Abneigung gegen

Tante, von der sie sagte, sie wolle sie nun zu guter Letzt auch um ihr eigenes Blut, ihren Sohn, bestehlen. Sie war aber andererseits klug genug, meinen Besuchen bei der Erbtante nichts in den Weg zu legen. Ihre Eifersucht aber und ihren Haß vor der Schwester zu bergen war nicht schwer, da man sich gegenseitig über Jahr und Tag nicht zu Gesicht bekam.

*

Die Stellung, wie ich sie zwischen den feindlichen oder mindestens entfremdeten Geschwistern einnahm, ist in jener Verkettung, die zu der schweren Katastrophe meines Lebens führte, von eingreifender Wichtigkeit. Ich sah die Tante mit den Augen der Mutter und lernte sie hassen und verachten. Ich sah sie mit eigenen Augen und lernte sie milder beurteilen, einigermaßen verstehen, aber nicht lieben und achten. Die Mutter hatte nicht unrecht, wenn sie fürchtete, ich könnte, indem ich mich in ihrem Geschäftskreis verwickelte, Schaden nehmen an meiner Seele.

Ich pfropfe Rosen und veredle Obstbäume, schneide Regenwürmer mit dem Spaten durch, lebe friedlich mit meiner Frau und meinem Schwiegerpapa, habe eine innere Einigung, einen Ausgleich und Abschluß gefunden und bin gewiß,

als Betrachter mein Leben zu enden, ohne mich auf irgendwelche Tat — Taten verdummen! — noch fernerhin einzulassen. Es muß also in den Kauf genommen werden, wenn mich wirklich Tante Schwabe in meinen Träumen noch zuweilen einmal besucht.

*

Ich habe meine eigenen beiden Geschwister bisher nur beiläufig erwähnt. Sie unterscheiden sich äußerlich sehr von mir. So erheblich ist die Verschiedenheit, daß nicht einmal die sogenannte Familienähnlichkeit unter uns festzustellen ist. Aber auch mein Bruder und meine Schwester sind äußerlich sehr verschieden. Beide sind unbedingt schön, jedoch ist die Schönheit meines Bruders mehr von zarter und geistiger Natur, während der Reiz meiner Schwester in einer gewissen Ursprünglichkeit besteht, die gleichzeitig fremdartig ist.

Sie hat einen Jünglingskopf. Da sie ihr Haar kurz geschoren trägt, verstärkt sich der Eindruck des Männlichen. Sie ähnelt dem Hermeskopf des Praxiteles, der als Gipsbüste so verbreitet ist. Ihr Nacken ist sehr stark, ihre Brust breit, aber, mit Erlaubnis zu sagen, ebenfalls nicht sehr weiblich. Sie ist schlank und fest gewachsen. Ihre

Bewegungen sind groß und frei. Daß ihre Hüften nicht breit sind, ist nach alledem selbstverständlich. Ihre Stimme ist tief, ihre Sprechweise kurz und burschikos. Sie hatte großes Vertrauen zu mir, wie ich schon sagte, wogegen mein Einfluß auf sie ein geringer war. Vom fünfzehnten Jahre an ging sie durchaus ihre eigenen Wege, was wiederum ihrer eigenwilligen, männlichen Art durchaus entsprach. Sie hieß Melanie, doch paßte der Name nicht für sie. Sie hätte können Konrad, Jungsiegfried oder so ähnlich heißen.

Mein Bruder Hugo besuchte die Kunstschule. Meine Natur war viel zu solide, mein Wesen viel zu bedrückt, um anfänglich für das, was er von dort mitbrachte, Verständnis zu besitzen. Die Welt der Künstler, der Maler und Bildhauer blieb mir damals fremd. Ich tat keinen Blick hinein, obgleich ein unermüdlicher Enthusiasmus sie mir zu eröffnen suchte.

Ich hatte zwar schon die Ansicht äußern gehört, daß, wer an Jesum Christum nicht glaube, hier und dort im Diesseits und Jenseits verloren wäre, aber nicht, wie mein Bruder behauptete, daß es denen ebenso gehe, die für die Musik eines Beethoven, die Lyrik eines Hölderlin, die Malerei eines Rembrandt und die Plastik der Griechen kein Verständnis hätten.

Ich war nicht neidisch auf meinen Bruder, weil er ein bildhübscher Bengel war, den alle jungen Mädchen anlachten, wenn er vorüberging, aber ich hätte es nicht ungern ebensogut gehabt, und wenn er von der Macht der Schönheit sprach, die man empfinden müsse, um überhaupt erst zu leben, so verstand ich ihn damals zwar nicht, aber er setzte mir, wie man sagt, damit einen Floh ins Ohr. Ich habe, lange bevor ich sie wirklich empfand, durch ihn angeregt, über die Macht der Schönheit nachgegrübelt. Er pflegte zu sagen, mit Jesus zu sagen und mit Bezug auf die Schönheit zu sagen: „Es sei denn, daß ihr zum zweiten Male geboren werdet, sonst könnet ihr nicht in das Himmelreich kommen."

Und da wäre ich ja nun wieder bei Veronika Harlan und ihrem wundertätigen Bildchen angelangt.

*

In diesem Bildchen und mehr noch in seinem Urbild, das ich an der Staupsäule vor dem Breslauer Rathaus, wie schon notiert ist, zufällig sah, ist mir die Macht der Schönheit aufgegangen. Sie ist mir in einer Art und Weise aufgegangen, von der sich mein lieber Bruder Hugo, der Kunstmaler, kaum etwas träumen ließ. Eine gewisse

Melitta, sagte ich, habe mir das Bildchen geschenkt. Melitta war ein Mädchen, welches ich nur deshalb liebte, weil eine gewisse Ähnlichkeit mit Veronika sie mit einem schwachen Abglanz von deren Schönheit beschenkte und somit auch in ihr die furchtbare Macht der Schönheit wirksam war. Nun genug von Melitta, ich werde nicht vorgreifen.

Ich hatte notiert: Soviel glaube ich sagen zu können, daß, als der Funke in meine Seele fiel, sich in Seele und Körper ein ungeheurer Brennstoff angesammelt hatte. Es ist mit Bezug auf den Funken: Himmlisch oder höllisch? gefragt worden. Genug, wenn dieser Funke im großen ganzen mit „Macht der Schönheit" gleichbedeutend ist.

*

Es war am 28. Mai 1900, mittags zwölf Uhr, als ich Veronika Harlan zuerst erblickte und somit mein Schicksal die große und nie mehr rückwärts zu biegende Wendung erhielt.

Ich kam damals nach Hause und werde niemals vergessen, welche unbegreifliche Veränderung sich dort vollzogen hatte, ohne daß in Wahrheit das Allergeringste verändert war. Mir kam es vor, als ob man in solchen Maulwurfsstollen

und Löchern wie diese engen Gänge und Stübchen notwendig ersticken müßte, obgleich ich doch viele Jahre mit großem Behagen darin gelebt hatte. Die Schadhaftigkeit der Dielen in meinem Zimmer fiel mir auf, die Moderflecke auf der verblaßten, geblümten Tapete, die großen Sprünge im Kachelofen, die Tintenkleckse auf der Tischplatte und um den Tisch herum, die Spinnweben in den Winkeln, die Leimrütchen, die von toten und sterbenden Fliegen schwarz waren, und anderes mehr.

Mein Zustand war mir selbst unbegreiflich und peinlich. Wie wenn Zettel, der Weber im „Sommernachtstraum", in einen Esel verzaubert, plötzlich Appetit auf Hafer bekommt, so schienen mir die anspruchsvollen Sinne eines königlichen Wesens eigen zu sein, dessen Augen gewohnt sind, in Marmor und Gold zu schwelgen. Ich hatte den Eindruck einer geradezu beleidigenden, durchaus abstoßenden Häßlichkeit.

Es tat mir weh und doppelt und dreifach weh, daß ich diesen Eindruck bei den üblichen Mittagessen in unserer kleinen Küche ebenfalls empfing, daß ich sogar von dem Aussehen, dem Reden und Betragen meiner eigenen lieben Mutter Auge und Ohr beleidigt fand. Federn hingen in ihrem mit Ehren ergrauten Haar, ihre Zähne waren verwahrlost. Ich fand, sie schütte mir das Essen

auf wie einem von jenen Geschöpfen, die aus Krippen und Trögen fressen. Kurz, sie tat was immer, sie sagte was immer, es war nichts anderes, als was sie täglich sagte und tat, und ich fand mich durch alles und jedes verletzt und gepeinigt.

*

Diese Art zu sehen und zu empfinden war mir neu und durchaus befremdlich. Sie dehnte sich auf alles Alltägliche, alles Gewöhnliche aus, was mir in und außer dem Hause vor Augen kam. Ich hatte etwas erblickt, das nun gleichsam in meine Seele gedrungen war und in ihr wohnte: ein Etwas, meinethalben ein Heiligenbild, wodurch die niedrige und erbärmliche Hütte meiner Seele in einen geweihten Dom umgewandelt wurde. Dieser Dom aber und dieses Bild wurde nun rings von einer unsäglich niedrigen, unsäglich häßlichen Alltagswelt umspült, die ich bis jetzt eigentlich überhaupt nicht gesehen hatte.

Der höchst gewaltsame Zustand, in den ich geraten war, ängstigte mich. Denn obgleich er mich in einer ungeahnten Weise innerlich erneuerte und erhob, war ich doch einem Schiffe nicht unähnlich, das von seinem sicheren Ankergrunde losgerissen ist. Die neue Art indessen, Menschen

und Dinge zu sehen, machte mich an sich unglücklich. Ich wußte wohl, daß ich Menschen und Dinge früher mit anderen Augen gesehen und mich im Einklang mit ihnen gefühlt hatte. Allein ich konnte nun einmal nichts mehr mit jenen verlorenen Augen sehen, noch jenen verlorenen Einklang wiederfinden. Ob ich am Ende einer schweren psychischen Krankheit anheimgefallen war, die gleichsam den Blick meines Auges vergiftet hatte? War diese Krankheit vielleicht sogar eine physische?

Wie soll man in einer Welt leben, in der einem alles und alles gleichgültig oder zum Ekel ist?

*

Ich hatte eine Empfindung, wie ich mich ganz genau erinnern kann, wie man wohl nach dem Bisse einer Schlange hat, deren Gift nun einmal in den Körper eingedrungen ist. Es kreist im Blut, was man auch unternimmt, es herauszubringen. Ich hatte zweifellos eine giftige Bißwunde oder war durch ein Krankheitsgift infiziert. Man braucht daran durchaus nicht zu sterben, aber es war zu spüren, daß sich ein lebensgefährlicher Krankheitsprozeß mit unsäglichen Leiden unvermeidlich daranknüpfen würde. Sollte man ihn mit Geduld über sich

ergehen lassen, die möglicherweise infernalische Krise erwarten mit der Hoffnung auf endliche Heilung, die vielleicht schlimmer war als der Tod?

Einige Tage nach dem Ereignis an der Staupsäule war die Verwirrung und Zerrüttung meines Innern so groß, daß ich einige Male dem Zwange, mich vor ein vorüberrasselndes Lastautomobil zu werfen, kaum widerstand.

*

Hätte ich dieses vor meinen Richtern gesagt, sie würden es wahrscheinlich für eine in ihrer Absicht recht durchsichtige Übertreibung gehalten haben. Diese Absicht fällt weg, da ich hier höchstens mein eigener Richter bin und mit sonstigen Richtern, Gott ausgenommen, nichts mehr zu tun habe. Gott aber und mich selbst hinters Licht zu führen, kann unmöglich meine Absicht sein.

Immerhin sage ich nicht, daß ich in meiner Not etwa nur diesen einzigen Ausweg, des Selbstmords nämlich, gesehen habe. Ich erwog ihn und neigte zu ihm, wenn in gewissen Augenblicken der Gedanke der Hoffnungslosigkeit sich mit Lebensmüdigkeit, ich möchte sagen, sieghaft verbunden hatte. Der Brennstoff aber in meinem Innern, den der Funke entzündet hatte, diese

bald schwelende, bald nur knisternde, bald züngelnde, mitunter auch in Flammen brausende Feuersbrunst zeigte zahllose farbige Phänomene, die ich, so gut es geht, beschreiben will.

*

Bereits am ersten Tage, als ich die kleine Veronika Harlan erblickt hatte und, nach Hause gelangt, die Veränderung meines Sehvermögens feststellen mußte, erwartete ich mit Ungeduld den Beginn meiner Dienststunde. Der Gang ins Büro linderte bereits den leidenschaftlichen Zustand, an dem ich litt, weil er mich dem Orte, an dem ich das Kind gesehen, näher brachte. Mit einer Bestimmtheit, die meinem schüchternen Wesen sonst nicht eigen war, tauschte ich übrigens sogleich meinen Platz im Magistratsbüro mit dem eines anderen Magistratsschreibers, einem Platz am Fenster, von dem aus man die Staupsäule im Auge behalten konnte. An diesen Tagen machte mein Herr Bürovorsteher mir die Mitteilung, es sei mir eine Gehaltserhöhung bewilligt worden. Dies war eine Anerkennung meiner Tüchtigkeit, die mich noch einen Tag zuvor in einen Glückstaumel versetzt haben würde. Heute hörte ich nur mit halbem Ohr. Es vergingen dann drei oder vier Tage, ehe ich die Tatsache meiner

Mutter mitteilte, was ich früher wahrscheinlich noch in derselben Stunde getan hätte.

Ich wußte damals natürlich noch nicht, wie das Mädchen hieß und wessen Tochter sie war.

Ich fühlte sehr wohl, daß ich mit ihrem Vatersnamen, besonders aber mit ihrem Vornamen, ein unschätzbares Gut, einen Teil von ihr besitzen würde; das müßte Balsam für meine Wunden, Labsal für meine quälende Hunger- und Durstempfindung sein. Mir, einem anspruchslosen Menschen, dem zu einer behaglichen und bescheidenen Ausübung des Daseins, könnte man sagen, bisher nichts gefehlt, fing es nämlich, wie ich mit Schrecken erkannte, am Allernotwendigsten zu mangeln an: an Licht für das Auge, an Luft für die Lungen, an Musik für das Ohr, an Quellwasser und an Brot. Alles dieses konnte mir nur durch die Gnade meines unumgänglichen Mediums in Gnaden bewilligt werden. Mein Zustand war bejammernswert.

Lese ich dieses durch, so klingt es im höchsten Grade verstiegen. Nun, ich will keineswegs behaupten, daß ich damals ein Mensch mit 58 Pulsschlägen und 35 Grad Temperatur gewesen bin. Man soll auch nicht denken, ich hätte nicht alles versucht, um mich aus der Abhängigkeit, in die ich geraten war, loszulösen. Der brennenden Süchtigkeit aller meiner Sinne, sich an der

Gegenwart des Mädchens zu sättigen und lebendig zu machen, setzte ich immer neu den Versuch entgegen, ihre krankhaften Triebe auf andere Weise zu löschen.

Ich erwog in den ersten Tagen auf jede mögliche Art, nicht nur die des Selbstmordes: Flucht. Ich nahm mir vor, mit einem festen, gewaltsamen Willensentschluß ein Ende zu machen und mich von der sinnlosen Macht dieser Imagination zu befreien. Es gelang mir nicht. Oft glaubte ich, es sei mir gelungen, wenn ich z. B. nächtelang, mit meinem früheren Eifer verglichen doppelt heftig, für das Lehrerexamen gebüffelt hatte. Mußte indessen schließlich immer erkennen, daß die Krankheit unbeirrbar fortgeschritten, das Fieber heftiger, die Verwicklung fester geworden war.

So wurde denn wieder der andere Weg der möglichen Erlösung eingeschlagen. Das bedeutete den Versuch, die nun einmal aufgestörten gierigen Sinne wenigstens teilweise zu befriedigen.

Meine Erwägung war etwa so: Versuche ihren Vornamen in deine Gewalt zu bekommen! Du wirst daran herumkauen und deinen Durst an ihm löschen, meinethalben wie der Wüstenwanderer an einem Stein. Du wirst jedenfalls einen seligen Genuß dabei empfinden, noch im Sterben empfinden, wenn du etwa dennoch

verdursten solltest. Versuche sie zu sehen, wenn auch nur aus der Ferne! Starre sie so lange und immer wieder an, bis sie gleichsam alle ihre Strahlen an dich versendet und vergeudet hat. Dann ist sie kalt und strahlenlos geworden und kann dich nicht mehr verbrennen, dir nichts mehr anhaben. Oder aber ihre Strahlen wirken fort, aber du bist satt und übersatt und darum gegen sie fest geworden. Versuche sie zu sprechen und bitte sie, ihren verderblichen Zauber von dir zu nehmen. Sie muß das können, da sie doch die Zauberin selber ist. Versuche ein Bild, eine Photographie von ihr zu erhalten, und treibe einen Mysterienkult mit ihm hinter verschlossenen Türen. Das Bild kann deinen rasenden Küssen nicht wehren, und du kannst vielleicht deine Gluten für immer kühlen. Suche dir einen Beichtiger; ein Vertrauter, dem du dich öffnen kannst, wird dir die furchtbare Spannung von der Brust nehmen. Du wirst dich ausschütten, und er wird die Hälfte der Last auf sich nehmen. Die unsichtbare Geliebte wird in euren lauten Worten sichtbar, hörbar, kurz, gegenwärtig sein. Und die Gewohnheit selbst dieser Gegenwart wird den tödlichen Schmerz der Trennung vielleicht aufheben. Auch wohl das quälende Bedürfnis, den Gegenstand gegenwärtig zu sehen, durch Gewohnheit abstumpfen.

Leider war ich so in mich zurückgescheucht, daß ich während der ersten vier Wochen meinen Zustand nicht einmal andeutungsweise an irgend jemand verriet. Weil ich aber glaubte, man könne ihn mir von außen ansehen, scheute ich mich, irgendwelche noch so vorsichtigen Schritte zu tun, um auch nur den Namen des Mädchens zu erfahren.

*

Es waren etwa vierzehn Tage vergangen, in denen mein Zustand keine Besserung erfuhr. Wie eine bösartige Wucherung, die, wenn man sie nicht herausschneidet, wächst und wächst und schließlich den ganzen Körper, auf dem sie schmarotzt, verzehrt, so ging es mit dem furchtbaren und holden Bilde und meiner Seele. Die Wirklichkeiten um mich herum bestanden eigentlich gar nicht mehr. Breslau war eine Stadt der Phantasie geworden, ein Vineta vielleicht, in dem ich nach einem Palast aus blauem Türkis und der Nixenkönigin, die darin wohnen mußte, auf der Suche war, und aus dem ich nur notgedrungen emportauchte.

Niemand merkte zunächst die Veränderung, da ich nach Kräften das in mir nistende Übel verbarg und nach außen mit Glück den alten spielte.

*

Übrigens war meine Mutter damals durch Ärger und Sorge, die ihr mehr als mir meine Schwester Melanie bereitete, von meiner Person abgelenkt. Die Mutter entdeckte nach und nach allerhand Gegenstände in ihren Schüben und Schränken, die sie von ihrem Gehalt, sie war Blumenbinderin, unmöglich gekauft haben konnte. Lange schwedische Handschuhe, durchbrochene Strümpfe aus Seide, Goldkäferschuhe, Hemden mit Spitzen, einen Hut, auf dem eine Straußenfeder war, neue moderne Kleider, einen neuen Mantel und andere Kostbarkeiten mehr, die über die Leistungsfähigkeit ihres armseligen Portemonnaies weit hinausgingen.

Ich hatte wenig auf die Verwandlung meiner Schwester achtgehabt, und wäre ich noch wie früher bei der Sache gewesen, würde ich mit ihr ernstlich ins Gericht gegangen sein. So unterstützte ich zwar die Mutter, die mit schwachen Kräften Melanie ins Gewissen redete und sie zu einem Bekenntnis, womöglich zur Umkehr zwingen wollte, aber mit einer Toleranz gegen den möglichen Abweg der Schwester, die meine Mutter sichtlich befremdete. Es kam zum Bruch zwischen meiner Mutter und Melanie, die erklärte, sie sei majorenn und weder auf die Wohnung noch die Unterstützung meiner Mutter

angewiesen. Und da dies alles in einem gewissen Sinne wirklich so war, lief sie fort und blieb dann fort, nachdem sie einmal wiedergekehrt, ihre Sachen gepackt, auf eine Gepäckdroschke verstaut und mit sich genommen hatte.

Die Mutter hatte schlaflose Nächte. Sie sagte: „Ich sehe nur zu deutlich voraus, wo es mit ihr enden wird. Sie wird ihrer alten Mutter die Schmach nicht ersparen, ihren ehrlichen Namen geschändet zu sehen, und dir zugleich deine sauer erarbeitete Lehrerkarriere verderben. Denn man stellt einen Lehrer nicht an, dessen Schwester in der gleichen Stadt unter Sitte ist."

Gott sei Dank ahnte die Mutter nicht, wie wenig Eindruck mir damals schon die Befürchtung machte.

Ich fühlte mich in dieser für mich so kritischen Zeit seltsamerweise mehr als früher zu Vater Starke und seiner Tochter hingezogen. Es mochte infolge des Beichtbedürfnisses sein, das ich, wie schon erinnert, empfand. Obgleich ich ihm auch hier nicht genügte und von meinem Erlebnis weder den alten Buchbinder noch seine Tochter etwas merken ließ, spürte ich doch in ihrer Gegenwart das Umfangen liebevoll verstehender Herzen.

Der alte Starke, mein jetziger Schwiegerpapa, — ich höre seine ruhige, gute Stimme unten im

Laden! — der alte Starke war nicht nur Buchbinder, sondern er las auch viele der Bücher, die er band; ja er hat selbst einige kleine Kalendergeschichten verfertigt. Man kam überdies zu ihm, wenn man ein Hochzeitsgedicht, einen Nachruf oder dergleichen benötigte. In der Verfertigung solcher Sachen hatte er einen gewissen Ruf erlangt.

Er besitzt noch heute eine fast unübersehbare Menge davon, und es wird sich vielleicht eine hübsche Auslese daraus machen lassen.

Ich habe damals auf eine mir selbst fast unbewußte Weise mein erstes Gedicht gemacht. Ich entdeckte es gleichsam erst in dem Augenblick, als ich den Punkt daruntergesetzt hatte. Ich werde die Freude nie vergessen, die sich im Gesicht des alten Buchbindermeisters malte, als er dies Gedicht, das ich ihm gebracht hatte, durchgelesen und nun erfuhr, daß es meiner Feder entflossen sei. Er lobte es dann in den stärksten Ausdrücken.

„Mensch, Mann, Sie sind ja ein großes Dichtergenie. Da sitzt so ein Mensch und hockt im Winkel, tut elende Kuliarbeit, um nur ein Stück Brotrinde kaufen zu können, und macht Sachen, die eines Schiller und Goethe würdig sind." In diesem Tone redete damals mein jetziger Schwiegerpapa und fügte immer wieder hinzu:

„Nun aber ist es Zeit für mich, mein eigenes Geschmier, diese elende Makulatur, zu verbrennen."

*

Dem kritischen Tage erster Ordnung, ein solcher war der achtundzwanzigste Mai, folgte ein anderer ebenso kritischer Tag, der als dreizehnter Juli 1900 unauslöschlich in dem Buche meines Lebens verzeichnet zu werden verdient.

Der Morgen war schön, und ich hatte den Übermut, mir in der Frühstückspause ein Paar heiße Würstchen zu gönnen, die ich im Eingang zum Schweidnitzer Keller kaufte und zu mir nahm.

Bei dieser Gelegenheit hielt ich den Blick auf die sogenannte Goldene-Becher-Seite des Breslauer Ringes gerichtet, in die Gegend etwa, wo die bekannte große Eisenhandlung von Emmo Harlan ist, deren Schild ich übrigens von meinem Pult im Büro immerwährend sah.

Plötzlich war ich aufs äußerste konsterniert. Es konnte durchaus keine Vision — sondern, was ich deutlich vor Augen sah, konnte nur eben wieder die kleine Prinzessin von der Staupsäule sein.

Oh, wie hatte ich diese Säule von früh bis abends von meinem Pult aus fixiert, als müßte das Mädchen plötzlich aus ihr heraustreten! Im

Geiste hatte ich diese Säule immer wieder von oben bis unten mit Rosen umhüllt. Ich war wie ein Narr unterm Spott der Passanten immer wieder im Kreis um sie herumgelaufen und so fort.

Diesmal saß das bezaubernde holde Schönheitswunder in einem von zwei Schecken, winzigen Ponys, gezogenen eleganten Korbwägelchen. Sie hatte die Zügel der Pferdchen in der Hand (hinter ihr saß ein kleiner Lakai, neben ihr saß die Gouvernante). Sie trug einen Schäferhut, und darunter war wieder das herrliche offene Haar, das schon beim ersten Sehen eine so magisch-betörende Wirkung auf mich gehabt hatte.

Wenn ich, was dann geschah, mir gleichsam von rückwärts nach vorwärts vergegenwärtige, so läuft vielleicht eine kleine Übertreibung mit unter, aber ich komme doch damit dem Zustand einigermaßen nahe, in den ich damals willenlos geworfen wurde. Ein Kutscher, der mit aufgestreiften Hosen und Hemdsärmeln eine elegante Halbchaise wusch, nahm die Peitsche, die in der Öse des Bockes derselben Chaise steckte, und knallte mir mehrmals heftig damit vor dem Gesicht herum.

Nun erst merkte ich, wo ich stand. In dem langen, mit Bandeisen, Pflugscharen usw. über-

füllten Hof des Emmo Harlanschen Hauses, auf den die Fenster der Verkaufsräumlichkeiten mündeten.

Der altertümliche schöne Bau war unter dem Namen des Harlanschen Hauses stadtbekannt.

Jetzt fiel mir ein, daß ein eleganter Herr und eine elegante Dame sich in einem Fenster des ersten Stockes gezeigt und in den Hof heruntergewinkt und gesprochen hatten.

Der Platz, nach dem sie hingewinkt und gesprochen hatten, war jetzt leer. Er befand sich vor einem kleinen Portal, ähnlich einem Kirchenportal, aus Sandsteinwerkstücken.

Als sie herunterwinkten und sprachen, hielt vor dem Portal ein kleiner Korbwagen, aus dem ein alter Diener ein kindhaftes Mädchen hob, dessen Antlitz, von zartestem Inkarnat, Gesundheit, Jugend und Glück atmete. Es tätschelte die Pferdchen und ließ sie aus ihren weißbehandschuhten Händchen Zucker nehmen, bevor sie mit der Gouvernante unterm Portal verschwand.

Soviel war mir erinnerlich, als der Schmitz der Peitsche knallend dicht an meinen Ohren vorüberpfiff. Irgend etwas mußte indes noch geschehen sein: denn weshalb hätten sich sonst so viele Köpfe von Angestellten an den Fenstern der Verkaufsgewölbe gedrängt, die alle zu mir herstarrten?

„Was wollen Sie eigentlich?" fragte mich plötzlich ein wohlgekleideter junger Mann, ein Handlungsgehilfe wahrscheinlich. „Nichts", gab ich ihm etwas verdutzt zur Antwort. „Ja, aber warum rannten Sie denn förmlich wie wahnsinnig dem Wagen des gnädigen Fräuleins nach?"

Diese an mich gerichtete zweite Frage habe ich meines Wissens nur durch ein Achselzucken beantwortet, worauf ich rechts und links bei den Armen gefaßt und von zwei Kutschern oder Hausdienern unter allgemeinem Gelächter, das überall herzukommen schien, keineswegs brutal, durch die Einfahrt auf den Ring hinausgeführt wurde, wo man mich in dem Strome des Verkehres stehen ließ.

Ich glaube, ich habe dort lange gestanden, ehe ich meine Schritte zu setzen begann.

*

An diesem Morgen, an diesem ganzen Tage ging ich nicht ins Büro zurück, obgleich ich dort eine dringende Arbeit zu beenden hatte. Ebensowenig ging ich nach Hause, und ich glaube, zum überhaupt ersten Male seit ihrer Witwenschaft, mußte mich meine Mutter mittags und abends vergeblich erwarten. Es war gegen neun Uhr morgens, als mich meine Mutter wiedersah.

Solange war ich ruhelos, ohne etwas zu essen oder zu trinken, umhergelaufen.

Nämlich: mich durchdrang ein ungeheurer Schreck, als ich endlich vor dem Portal des Patrizierhauses zu mir selbst kam. Ich erkannte, daß mich hier etwas ohne meinen Willen, ja gegen meinen Willen in seine Gewalt bekommen und über mich verfügt hatte.

Wenn dies aber so war, konnte mich nicht dieses Etwas, dieser Dämon, der in mir wohnte, noch zu anderen, schlimmeren Dingen mißbrauchen? Diese Befürchtung war es, die alle meine gesunden Kräfte zum Kampfe gegen diesen Dämon in die Schranken rief.

Ich werde soweit wie möglich kühl bleiben und meinethalben lieber ein wenig oberflächlich in der Darstellung meiner ruhelosen Wanderung, als daß ich mich etwa von ihren Wirrnissen wieder umtrüben oder gar umstricken lasse. Ich lief zuerst in den Straßen und Gassen der Stadt umher, bis ich irgendwo an die Oder gelangte und an ihren Ufern stromaufwärts zur Stadt hinaus.

Meine Empfindung war schon bei Beginn der Wanderung, daß ich mich verirrt habe und von dem traulichen und umfriedeten Ort, an dem ich sicher gewohnt hatte, bevor die Erscheinung an der Staupsäule in mein Leben trat, bereits weit,

weit abgekommen war. Es gibt einen Traum, den wohl die meisten Menschen geträumt haben. Man hat an einem bestimmten Tage, zu einer festgesetzten Stunde an dem und dem Ort zu sein. Es hängt ungeheuer viel davon ab, daß man pünktlich ist. Mit Unpünktlichkeit oder gar mit dem völligen Ausbleiben sind unwiederbringliche, schmerzlich schwere, materielle und ideelle Verluste verbunden. Nie wieder kommt der versäumte Augenblick. Dieses ist nun der quälende Gang des Traums, daß man auf keine Weise der unbegreiflich zahlreichen Hindernisse Herr zu werden vermag, um zur richtigen Zeit den Bestimmungsort zu erreichen: es fehlt ein Kragen, ein Hemd, ein sonstiges wichtiges Kleidungsstück, hat man dieses gefunden, ist jenes verschwunden. Hat man endlich dennoch den Bahnhof erreicht, so ist man in einen falschen Zug gestiegen und leidet die Pein, in entgegengesetzter Richtung zu reisen und sich immer mehr von dem Ort zu entfernen, den man erreichen will. Endlich hält dann vielleicht der Zug, aber die Tür des Kupees geht nicht auf, und bevor man es noch verlassen kann, ist etwa der Zug auf ein Trajektboot geschoben, und man befindet sich plötzlich mitten auf dem Ozean auf der Weltreise, von der man erst nach Jahren eine Rückkehr hoffen kann ... So ungefähr war der Zustand bei Beginn und im

Verlauf meiner Wanderung. Er wurde von Stunde zu Stunde quälender.

*

Derselbe Dämon, der mich zu einer willenlosen und fast bewußtlosen Handlung mißbraucht hatte, mußte es ja wohl sein, der mir jetzt alle diese Hindernisse der Rückkehr in den alten gesunden Zustand bereitete und mich auf weiten labyrinthischen Irrwegen mit sich zog, und gegen den ich leider vergeblich alle meine guten Geister in Bewegung setzte.

Jeder denkende Mensch, sofern er denkt, ist Dramatiker. Und da ich in ein bestürztes und gepeinigtes Grübeln geraten war, hatte ich oder hatte sich vor meinem inneren Auge ein Drama organisiert, in dem ich einerseits Zuschauer war und doch auch in seine Dialoge hineingeriet. Natürlich war auch der Dämon auf der Bühne. Und sein Verfahren war so raffiniert, daß ich, mit ihm in heftigstem Zwiegespräch, es nicht einmal merkte, daß seine Pranke es war, die mich indessen im Nacken gepackt hatte und mit schmerzenden Sohlen und brennendem Hirn rastlos mitsamt dem ganzen, rasend tragierenden inneren Thespiskarren vorwärtsstieß.

Es war der Dämon, es war meine Mutter und Tante Schwabe, war der Mittelschuldirektor Dr. Wohlfeil, den ich auf der Bühne sah, welche letzten drei mit dem Dämon in heftigem Streit lagen. Dieser Dämon sah auf ein Haar wie ich selber aus. Nur daß er aufs äußerste geckenhaft gekleidet war. Er trug Lackschuhe und im Schlips die Brillantnadel. Man bewies dem Dämon, und ich beteiligte mich dabei, er habe es mittels des Blendwerks dieser bezaubernden kleinen Weltdame auf meine Vernichtung abgesehen. Meine Redlichkeit, meine Gewissenhaftigkeit, meine Anspruchslosigkeit, mein Fleiß und meine treue Kindesliebe seien ihm ein Dorn im Auge gewesen; wozu er mich bringen wolle, sei Genußsucht, Habgier und Hoffart. Er wolle mich durch ein ebenso albernes als teuflisches Blendwerk in Narrheit, Wahnwitz und womöglich unsühnbare Schuld verwickeln.

Es sei genug. Ich weiß nur, wer mir auf diesem Gange, sei es am Tag, sei es in der Nacht, etwa begegnet ist, der hat einen gestikulierenden, laut mit sich selber redenden Menschen gesehen, von dem er annehmen mußte, daß er einer Irrenanstalt entlaufen sei.

*

Mutter war tief besorgt über mein Ausbleiben, aber doch noch mehr über den Zustand, in dem ich schließlich nach Hause kam. Auch sie muß das Schlimmste für meinen Geisteszustand gefürchtet haben. Ja, ich selber dachte mit Grauen an ein mögliches Ende im Irrenhause. Meine Furcht davor war so groß, daß ich, als Mutter einen Arzt holen wollte, rundweg erklärte, wenn ein Arzt unsere Wohnung beträte, so spränge ich zum Fenster hinaus.

Ich schlief bis zum Abend des folgenden Tages, genoß etwas, das mir Mutter ans Bett brachte, und schlief wiederum bis zum kommenden Morgen durch. Als ich aufwachte, war ich gestärkt und beruhigt.

Mutter war selbst auf dem Amt gewesen und hatte mein Ausbleiben hinreichend mit meinem plötzlichen Krankheitsfall entschuldigt, so daß mir für diesmal ein Nachteil daraus nicht erwuchs.

*

Es kamen nun Wochen, in denen ich fast völlig wieder der alte war. So mußte die Krisis doch wohl einen Erfolg zu meinen Gunsten gezeitigt haben. Ich dachte geflissentlich wenig daran zurück. Ich stellte mich selber vor mir so, als hätte

ich die Erscheinung an der Staupsäule überhaupt nicht selber gesehen, sondern nur in einem Buche davon gelesen, und als verhielte es sich mit dem peinlichen Vorfall im Hofe des Patrizierhauses am Ring etwa ebenso. Meine heutige Frau, damals Marie Starke, hat, wie sie mir jüngst erzählte, in jener Zeit von meiner rätselhaften Krisis durch Mutter erfahren. Beide Frauen kamen jedoch in einem richtigen Instinkt überein, an den Vorfall nicht weiter zu rühren, mich auf keine Weise daran zu erinnern. Der Erfolg, den ich mit meinem Gedicht bei dem alten Buchbindermeister gehabt habe, bewog mich jetzt zu weiteren poetischen Anläufen, und eines Tages wurde ein ganzes Bündel Gedichte an eine illustrierte Wochenschrift in München durch Starke abgeschickt.

*

Was die Gedichte enthielten und welchen Wert sie besaßen, ist hier gleichgültig. Ein Vers lautete z. B.: „Bist du es, Muse, die in ihren Dienst mich nimmt und wie die Sphinx mit Krallen aus der Brust mir reißt mein Lied?" Das klingt vielleicht töricht, aber es ist wirklich empfunden. Nun, wie gesagt, um Wesen und Wert der Gedichte mag vor einem anderen Forum gestritten werden.

Wichtiger ist mir im Augenblick, was sich mit mir selber zutrug, als sie Starke an die Münchener Zeitschrift abgesendet hatte.

Die seltsame Handlung, zu der ich dadurch veranlaßt wurde, hätte mich damals überzeugen können, daß ich keineswegs wieder der alte geworden war. Ein glühender Ehrgeiz, wie er mir ehedem durchaus ferne lag, ließ eine Menge provinzieller Illusionen, wie Pilze nach lauem Regen, in mir aufschießen. Gedichte waren mir Göttergeschenke, und ich zweifelte nicht daran, daß, da ich mich herbeiließ, sie gegen Belohnung herzugeben, diese Belohnung königlich sein würde. Auch nahm ich an, unmerklich den Boden unter den Füßen verlierend, meine dichterischen Erzeugnisse würden eine ganz ungeheure Wirkung tun und mein Name infolgedessen „von der Maas bis an die Memel, von der Etsch bis an den Belt“ plötzlich mit höchstem Ruhm genannt werden. Heute ist es mir völlig unerklärlich, wie ich mich in solche Hirngespinste versteigen konnte, doch gab ich mich ihnen so völlig hin, daß ich mich, lange bevor die Zeitschrift geantwortet hatte, für einen reichen und ruhmgekrönten Dichter hielt.

Da nun jener furchtbare Sinn, der mir alles früher teilnahmslos Hingenommene als häßlich erscheinen ließ, noch nicht wieder abgestorben war,

sondern sich sogar auf meine Person und deren Äußeres gerichtet hatte, trat ich eines Tages gehobener Stimmung in das erste Kleidergeschäft von Breslau ein und brachte es wirklich, indem ich mich als bekannten Schriftsteller aufspielte, dahin, daß man meine Adresse notierte und mich mit einem neuen, unbezahlten Anzug am Leibe davongehen ließ.

Ich glaube nicht, daß ich damals schon ein bewußter Betrüger gewesen bin. Mit dieser unbegreiflichen Handlung jedoch war der erste Schritt auf dem verhängnisvollen Wege getan, der mich später ins Zuchthaus bringen sollte.

Dankend abgelehnt kamen sehr bald meine Poesien an Meister Starke zurück, der, darüber im höchsten Grade sittlich entrüstet, viertelstundenlang seine Wut und seine Verachtung gegen das verständnislose Skribentengeschmeiß auspolterte, aber die Sache nicht ändern konnte. Nehme ich heute den anderen Fall, und hätte man mein Versegestoppel selbst honoriert, so würde ich noch nicht ein Viertel meines wahnwitzigen Einkaufs mit dem Erlös haben bestreiten können.

*

Ich muß nun auf Tante Schwabe kommen, was ohne eine gewisse Überwindung nicht möglich ist. In meinem häuslichen Kreise wird der Name nie

ausgesprochen; ich vermeide es um meiner selbst willen, Vater Starke und Marie aus Rücksicht für mich. Sie ist schließlich die leibliche Schwester meiner geliebten und braven Mutter gewesen. Und wenn ich denke, wie sie geendet hat, und welche Rolle ich in der Verkettung gespielt habe, die zu ihrem Tode führte, so spüre ich jedesmal eine Wunde im Fleisch, mit der sich seltsamerweise leben läßt, trotzdem sie unheilbar ist.

Das altertümliche Häuschen, das sie bewohnte, war ihr Eigentum. Ihre Zimmerchen waren hübsch eingerichtet, nur einigermaßen mit altertümlichen Kunstgegenständen, die sie kaufte und verkaufte oder auch als verfallene Pfänder behalten hatte, überfüllt. Sie verstand sich nicht nur auf solche Sachen, sondern hatte sogar dies oder jenes Stück so gern, daß es ihr bei all ihrer Liebe zum Golde doch unverkäuflich war.

Einen Abend bei Tante Schwabe zubringen war um ihrer selbst willen und um der Leute willen, die man bei ihr aus- und eingehen sehen konnte, nicht uninteressant. Man konnte dort Menschenstudien machen, und sie selber hatte sie reichlich gemacht. Tante Schwabe war klug, hatte viel erlebt und gesehen, wußte in der Lästerchronik der Provinz aus eigener Erfahrung wie vielleicht keine Persönlichkeit in der Stadt

Bescheid, weil hoch und niedrig sie gelegentlich mit ihrem Vertrauen beehrte. Vor den bekanntesten Adelsnamen legte sie nicht den geringsten Respekt an den Tag, und auch mir verging der Respekt, wenn sie von dieser oder jener alten Familie die prunkende Außendraperie beiseite schob. Meine Mutter war eine schlichte Frau, Tante Schwabe dagegen hatte einen beweglichen Geist und einen lebhaften Bildungstrieb. Sie besuchte Konzerte und Theater, wußte in der musikalischen und in der Schauspielerwelt, ja sogar in der Politik Bescheid.

Und sie war noch in einer andern Welt keine Fremde, wenn es auch schwer zu entscheiden ist, ob sie selber hineingehörte oder nur zuweilen ihre Grenze berührte. Es war die lichtscheue Welt des Gaunertums. Sie bewies mir oft, wie das Gaunertum alle Stände durchsetze. Sie zeigte mir angesehene Männer in Offizieruniform, wenn wir gemeinsam die Straßen durchschritten, und behauptete, wenn man nur den zehnten Teil von dem an die große Glocke hinge, was sie von ihnen wisse, würden sie den glänzenden Rock des Königs mit einer ganz anderen Uniform vertauschen müssen. Sie nannte vornehme Damen, die den abgefeimtesten Ladendiebinnen nichts nachgaben. Manche, mit ersten Persönlichkeiten verheiratet, Mütter von

wohlerzogenen Kindern, besaßen die größte Fertigkeit darin, unauffällig Brillanten in ihren schwedischen Handschuhen, im Munde oder sonstwie verschwinden zu lassen. „Viel lieber", sagte die Tante oft, „habe ich mit wirklichen Gaunern zu tun als mit solcherlei Elementen, die ihr Gaunertum nicht im entferntesten für wahr haben wollen. Diebe, Urkundenfälscher, Veruntreuer von Mündelgeldern, Gräfinnen und Freifrauen, die den Erlös ihrer Verkaufsstellen in Wohltätigkeitsbasaren zur Hälfte der eigenen Tasche zuführen, halten sich nichtsdestoweniger nach wie vor für die edelsten Blüten der Nation und fühlen sich unentwegt für berechtigt, auf redliche und anständige Mitmenschen verächtlich von oben herabzublicken." Wer weiß nun, wieweit Tante Schwabe recht hatte? Ich glaube, sie hat diese Amateure unter den Gaunern nicht weniger gut gekannt als die beruflichen. Diese kannte sie ganz gewiß. Dafür habe ich schließlich Beweise, die gleichsam mit Blut und Eisen in der Geschichte meines Lebens verzeichnet sind.

Einer von Tante Schwabes Freunden war Kriminalkommissar. Sie erklärte ihn für übergeschnappt, trotzdem sie ein Jahrzehnt hindurch mit ihm, wie ich glaube, sehr vertraut gelebt hatte. Ich bin überzeugt, er hat ihr aus mancher Patsche herausgeholfen. Eigentlich zählte die

Tante und zählte wohl auch der Kommissar auf gewisse Weise ebenfalls unter die Gruppe, der Tante Schwabe weniger gewogen als den wirklichen Gaunern war. Ohne Zweifel von ihrer bürgerlichen Ehrenhaftigkeit überzeugt, haben sie trotzdem aus verbrecherisch erworbenem Gut nicht selten Gewinn gezogen.

Ich habe bei Tante Schwabe Privatdetektivs getroffen, Heiratsvermittler, Erfinder von allerlei Massenartikeln, verkrachte Existenzen aller Art, Kandidaten der Theologie, die Zuhälter geworden waren, Offiziere, zu Falschspielern herabgesunken und vorbestraft, Volksschullehrer, die wegen Sittlichkeitsverbrechen im Zuchthause gesessen hatten, und andere mehr. Ich habe dort Dirnen kennengelernt, die auf mich den Eindruck von anständigen Frauen machten, und anständige Frauen und Töchter gut bürgerlicher Menschen, die sich für Geld als Dirnen hingaben, um einen Pelz oder ein Ballkleid, für ein Fest der ersten Gesellschaft, etwa im Ständehaus, zu bezahlen.

Tante Schwabe, die mit ihrem scharfen Verstande die glänzende Schale unserer gesellschaftlichen Zustände durchblickt und den Wurm im Kerne entdeckt hatte, hatte dadurch eine mitunter erschreckliche Vorurteilslosigkeit erlangt. Sie wollte sich fast in keiner Beziehung dazu be=

quemen, die abgestempelten Werte als solche anzuerkennen. Dagegen konnte sie einem Menschen fast schon von rückwärts seinen Charakter und seine Schulden ansehen.

Du sagtest selbst gute Tante, du habest dich in dieser Beziehung kaum je im Leben getäuscht. Dann wäre ich deine einzige Täuschung gewesen. Deine erste und letzte zugleich; denn es war eine Täuschung mit einem für dich tödlichen Ausgange.

Sie, deren rechter Arm ihrem linken nicht traute, hatte zu mir ein geradezu sträfliches, grenzenloses Vertrauen gefaßt, ein so törichtes, blindes Vertrauen, daß ich mich schon damals darüber verwunderte und noch heutigestags deswegen erstaune. Wie konnte ich so weit sinken, ein solches Vertrauen so grauenhaft zu belohnen?

*

Als ich eines Tages, in meinem — doch wohl bereits ergaunerten — Anzug kaum wieder zu erkennen — Kleider machen Leute! —, zu Tante Schwabe kam und ihr dieselben hochgestimmten Töne wie dem Kleiderhändler über Reichtum und Dichterruhm zu hören gab, war sie noch so gewöhnt daran, von mir stets nur schlichteste,

reinste Wahrheit zu hören, daß sie alles für bare Münze nahm. Sie hatte ebensowenig wie irgend jemand außer mir eine Ahnung von dem giftigen Stachel, der in mir saß und der auf keine Weise herausschwären wollte. Sie hatte nicht einmal etwas von der Krisis erfahren, die mich fast vierundzwanzig Stunden ruhelos umhergejagt hatte.

Tante Schwabe wollte mir wohl. Sie nahm teil an allem, wodurch mein Fortkommen in der Welt gefördert werden konnte. Und da sie, wie schon bemerkt, große Stücke auf mich hielt, schien meine Entpuppung als Dichtergenie ihren Glauben an mich in einer freilich etwas überraschenden Art und Weise zu bestätigen.

Ich sagte ihr, ein gewisser Dr. Starke — ich war erstaunt, mit welcher Mühelosigkeit ich den Buchbindermeister zum Doktor stempelte! —, ein Dr. Starke also habe von meinen Poesien, die ich so nebenbei schon seit Jahren hingeworfen, Kenntnis erlangt und habe mir mit nicht wiederzugebenden Ausdrücken gratuliert und mir eine glänzende Zukunft vorausgesagt. Er schreibe eben an einem Artikel, in dem er mich als das neuaufgehende Licht bekanntmachen wollte. Eine Zeitschrift in München werde auf sein Betreiben einige meiner Gedichte drucken und habe mir einstweilen auf Abschlag 500 Mark gesandt.

Noch sehe ich, wie bei meinen dreisten Schwindeleien die Augen der Tante sich vergrößerten. Schließlich sah ich ihr eine herzlich-freudige Überraschung an, die mich beinahe für einen Moment ernüchterte. Aber die flüchtige Kundgebung meines Gewissens wurde durch den Fluß der Dinge hinweggespült. Die Tante gab meinen Mitteilungen eine mich selber überraschende Wichtigkeit und holte sogleich eine Flasche Wein, um das Ereignis mit mir zu feiern.

Während wir nun die Flasche austranken, merkte ich, daß ich für Tante Schwabe eine interessante Persönlichkeit geworden war, und daß sie mich nun mit einer Art scheuen Respektes betrachtete. Diese Verwandlung schmeichelte mir so sehr, daß ich, von einer Art Größenwahn gepackt, mich tiefer in ein Gewebe von Lügen und Einbildungen verstrickte.

Zu meinem Entsetzen erkannte ich, daß Tante Schwabe auch das mit blindem Glauben entgegennahm, was ich nach meiner Ansicht nur scherzhaft gemeint hatte. Den Dienst, mein Lügengewebe durch einen trockenen Witz zu zerstören, wie er ihr gelegentlich zu Gebote stand, schien sie mir diesmal durchaus nicht leisten zu können. Statt mich zu ernüchtern, vermehrte sie nur sowohl durch Worte als durch das mir ungewohnte Getränk meine Trunkenheit.

Sie war an diesem Tage von einer geradezu unerlaubten, für uns beide verhängnisvollen Leichtgläubigkeit.

So wagte ich es und wurde dazu verführt, ihr auf geheimnisvolle Weise ein Heiratsprojekt anzudeuten, das mir, wie ich durchblicken ließ, der mysteriöse Dr. Starke nahegelegt habe. Ich hatte das Mädchen gesehen, die Eltern gesprochen, war durch den Doktor in dem reichen Hause eingeführt. Natürlich war die Zukünftige durch meine Gedichte für mich gewonnen worden, was sie mir auch durch Worte und Winke zu verstehen gegeben hatte. Ich ließ schließlich einfließen: Es sei schade, daß ich noch immer durch unzulängliche Mittel zu einem allzu bescheidenen, allzu vorsichtigen Auftreten verurteilt sei.

Ich hielt es für völlig ausgeschlossen, daß diese in solchen Dingen durch ihren Beruf besonders gewitzigte Frau auf diesen plumpen Köder anbeißen würde. Doch schnappte sie unbedenklich zu, so daß mir vor Überraschung und peinlichem Schreck ein eisiges Friesel den Rücken erkältete.

An diesem Tage verließ ich die Tante mit einem Tausendmarkschein, den sie mir geliehen hatte. Eine schwindelerregend hohe Summe für mich. Ich hatte tatsächlich nie einen solchen Schein bis dahin auch nur in Händen gehalten.

*

Jeder Schritt im Leben ist verhängnisvoll, darum will ich es lieber unterlassen zu sagen, dieser Tag sei es gewesen und besonders jener Schritt und jene Sekunde, in der ich aus Tantes Haus auf die Straße trat.

Es brütete über der Stadt eine jener glühenden Sommernächte, die in Breslau nicht selten sind.

Als ich nun auf die Straße trat, wurde ich von einem Menschen mit meinem Namen begrüßt, der in das Haus meiner Tante hinein wollte. Es war ein gewisser Wigottschinski, ein stets sauber gekleideter, jugendlich aussehender Mensch, dessen Alter indes nicht leicht festzustellen war. Er ging, wie ich wußte, bei Tante aus und ein und war von ihr wohl wegen seines lustigen Wesens wohlgelitten. Ich weiß noch heute nicht, von welcher Art das Verhältnis der beiden damals war. Sicher ist nur, daß dunkle Geschäfte eine Rolle darin spielten.

Wigottschinski also begrüßte mich und fragte, ob Tante Schwabe zu Hause wäre. Ich bejahte das und erwartete nun, er werde sogleich zu ihr hinaufsteigen. Statt dessen tat er, als ich weiterging, die Frage an mich, ob er mich ein Stückchen begleiten dürfe.

Es ist mir durchaus nicht klar, ob er schon damals gewisse Absichten mit mir hatte.

Wigottschinskis Wesen war wienerisch zutunlich. Es dürfte mich nicht verwundern, wenn er mich näher kennenzulernen suche. Das alte Fräulein Schwabe spräche stets in den höchsten Tönen von mir, und er sei gewiß, daß niemand als ich die reiche Dame beerben würde.

*

Diese Worte und die ganze Begegnung berührten mich nicht unangenehm. Noch waren die falschen Hochgefühle meiner Brust nicht verraucht und der Prozeß der Selbsttäuschung und der Selbstbenebelung in vollem Gange. Es war mir recht, einen Menschen zu finden, demgegenüber ich weiter den gemachten Mann spielen konnte.

Wigottschinski schlug vor, in einem der Gärten an der Promenade ein Glas Gorkauer Bier zu trinken.

Dort saßen wir nun zusammen bis Mitternacht und wurden nicht müde, unser Inneres voreinander auszuschütten.

Ich habe niemals Freunde gehabt, und die Annehmlichkeit, ja das Glück solcher Aussprachen war mir bis dahin unbekannt. Wigottschinski war

übrigens unbedingt eine bestechende Persönlichkeit, deren Annäherung mir schmeichelte.

Er hatte große Reisen gemacht, kannte die großen Hafenstädte von Hamburg bis Neapel hinunter und kannte Wien, Berlin, London, Paris und Rom. Ich werde es nie vergessen, wie fesselnd er zu erzählen wußte.

Überhaupt war es eine wundervolle Sommernacht unter dem leisen Rauschen der Kastanienwipfel im beleuchteten, von fröhlichen Menschen festlich belebten Garten, in den die einsamen Rufe der Schwäne vom Stadtgraben herüberdrangen. In einem der anderen nahen Gärten spielte Musik, und die Weisen klangen gedämpft an unser Ohr.

Wigottschinski war wirklich erstaunt und sehr interessiert, als er von meinen literarischen Neigungen und meinen ersten Erfolgen als Dichter vernahm, die ich ihm wohl noch erheblich phantastischer ausgestattet als Tante Schwabe darlegte. Es zeigte sich im Anschluß daran, daß er für meine Begriffe staunenerregend belesen war.

In dieser Nacht erhielt das Phantasiegebäude, das ich über mir und um mich herum errichtet hatte, eine erhebliche Festigung.

*

Es war die süße Wunde in meinem Innern, war der elegante Anzug, den ich anhatte, war der erste Freund, war die Atmosphäre von Selbsttäuschung und Hochstaplertum, darin ich heute bei Tante Schwabe einen so erfolgreichen Schritt weitergetan hatte, es war der eingebildete Dichterruhm und der Glaube der Tante, der Glaube Wigottschinskis daran, war der Duft fremder Länder, den Wigottschinski mitbrachte, es war die Sommernacht, war die mich umgebende, mir völlig ungewohnte Lichterfülle und Festlichkeit, war das ebenso ungewohnte Getränk und nicht zuletzt der Tausendmarkschein in meiner Tasche, was alles zusammengenommen meine Benebelung und Berauschung vollständig machte.

*

Es ist unvermeidlich bei dergleichen nächtlichen Sitzungen, daß früher oder später das Gespräch auf das Verhalten der Geschlechter zueinander kommt. Es ist ja wohl dies überhaupt das beliebteste Thema. In einem Breslauer Biergarten aber, während einer badewarmen Sommernacht, möchte es nur für einen Blinden und dabei Taubstummen zu umgehen sein. Mischt sich doch hier die Welt der Dirnen und ihres

zweifelhaften Anhanges mit dem Bürgertum, und man sieht den sommerlich hellgekleideten Flor der hübschen Bürgerkinder mit dem herausfordernden Putz und Prunk der heimischen Halbwelt zu einem bunten Gewimmel verschlungen.

Natürlich blieben Wigottschinski und ich auch während dieser Gespräche auf dieses Gewimmel aufmerksam. Wir wurden fort und fort von neuen Erscheinungen angezogen. Wigottschinski ahnte es nicht, mit welchem Himmelswunder an Reinheit und Lieblichkeit ich jede dieser Erscheinungen heimlich verglich, worauf ich sie in den Orkus hinabschleuderte.

Wigottschinski wurde von einigen sehr pompösen Damen zwanglos angesprochen. Er schien aber nicht in der nötigen Stimmung zu sein und meine Gesellschaft der ihren vorzuziehen. Sie schienen ihn wiederum genügend zu kennen, um seine Laune zu respektieren.

Er äußerte sich über sie sehr wegwerfend.

Dennoch mußte er seinen Erzählungen nach auf zügelloseste Weise gelebt haben.

Seine Erzählungen waren von einer mich erschreckenden Schamlosigkeit. Orgien, die er angeblich in öffentlichen Häusern gefeiert hatte, waren mit Vorfällen verbunden, die nicht zu erzählen sind, so überaus viehisch und hündisch und bocksmäßig.

Er muß geradezu eine furchtbare Geißel der Dirnen, die er sich dienstbar machte, gewesen sein. Das ist ja auch in der Gerichtsverhandlung zutage getreten. Das zeigt auch die Verwendung des erbeuteten Geldes, das er in wenigen wilden Nächten verschwendete.

Ich habe ihn nach der Urteilsverkündigung nicht wiedergesehen. Er wurde, da der König von seinem Begnadigungsrecht keinen Gebrauch machte, und zwar an einem Montag, morgens um fünf Uhr, hingerichtet.

*

Nun, ich habe sicherlich vor ihm eine verächtliche Figur gemacht, da ich von einem ungenannten Ideale himmlischer Reinheit und Unschuld schwärmte, dessen Urbild ich natürlich im übrigen nicht verriet.

Ich kann nicht sagen, er habe meinen Lobpreisungen gegenüber irgend Hohn und Verachtung gezeigt. Er seufzte vielmehr, wie ich mich sehr genau erinnere, und sagte, daß, wenn ich auf einen solchen Gegenstand der Liebe einigermaßen zu hoffen hätte, ich der glücklichste aller Menschen sei. Er habe auf solche Glückseligkeit nicht mehr zu rechnen. Wie ich die Dinge heute betrachte, staune ich, daß es mir möglich war,

vor diesem gemeinen und tief verderbten Menschen, als der er mir nach seinen erotischen Bekenntnissen unbedingt schon damals erschienen war, ein heiliges Geheimnis auch nur insoweit zu lüften, wie es geschehen ist, und seine viehischen Konfessionen mit der Preisgabe meines inneren Gnadenbildes zu beantworten.

Ehe wir gingen, wechselte ich den Tausendmarkschein. Was ich zu mir genommen hatte, hätte ich auch ohne ihn gut begleichen können. Aber ich konnte dem Kitzel, mit meinem Reichtum zu protzen, nicht widerstehen.

*

Die Erlebnisse mit Tante Schwabe und Wigottschinski fanden statt, bevor Meister Starke meine Gedichte zurückerhalten hatte. Der Mißerfolg, den er auf die anfängliche Blindheit der Menschen allem Neuen und Großen gegenüber zurückführte, vermochte mein Selbstbewußtsein weder zu entwurzeln noch mich irgendwie zu ernüchtern.

Ich spürte in manchen Augenblicken, ja meist sogar, daß irgend etwas in mir nicht im Lote sein mußte. Wiederum war es auch hier wie im Traum, wo man glänzende und paradiesische Landschaften sieht, mit Entzücken und Staunen

darin lustwandelt und doch auch eine immer nagende Qual nicht loswerden kann.

Meine gute Mutter bemerkte natürlich, wie sie mir später sagte, an mir eine starke Veränderung. Ich war ihr gegenüber schweigsam geworden. Ich lag nicht mehr so wie früher in allen Regungen meiner Seele offen vor ihr da. Ich ging aus, ohne daß ich ihr sagte, wohin, was ich früher niemals getan hatte. Wie aus weiter Ferne sah ich mitunter ihr Auge fragend, nachdenklich, kummervoll auf mich gerichtet, aber auch solche Blicke hatten keine Gewalt mehr über mich.

Das gleiche war mit jenen der Fall, die Marie Starke in einem ähnlichen Geist auf mich richtete.

Mir sagte ein Instinkt, daß ich gegen sie und Meister Starke weder von dem Umfang meines Dichterbewußtseins, noch gar von dem eingebildeten Heiratsprojekt etwas merken lassen durfte. Sie sahen, daß ich verändert war, mich geckenhaft und kostspielig kleidete, auch in meiner Lebensführung nicht mehr der alte eingezogene Philister sein wollte. Ich sagte ihnen, ich hätte mit Tante Schwabe etwas vor, was mir schon jetzt einiges Geld, aber mit der Zeit ein Vermögen einbrächte. Auf ähnliche Weise suchte ich Mutter meinen ihr natürlich befremdlichen neuen Aufwand begreiflich zu machen.

Es zeigte sich bei Meister Starke und seiner Tochter damals bereits jener Wesenszug, dem ich meine Rettung verdanke. Man kann ihn einfach als Treue bezeichnen. Er beruhte auf einer Sympathie für meine Person, die sich in gleicher Wärme und Festigkeit bei Vater und Tochter äußerte. Sie war bei der Tochter mütterlich, väterlich bei dem alten Starke, und das bei beiden in einem Grade, die alles duldet, alles hofft, alles versteht, jedes Leid zu teilen, alles auf sich zu nehmen und hinzuschenken jederzeit willig ist.

Freilich, über eine dunkle Empfindung von dem Schatz, den ich in diesen beiden Menschen besaß, bin ich damals nicht hinausgekommen.

Ich litt sogar allbereits an einer Dünkelhaftigkeit, die mich in ihnen weit unter mir stehende Geschöpfe sehen ließ, zu denen ich mich herablassen mußte.

Was mein kleines Amt bei der Stadt betraf, so empfand ich es ebenfalls sehr bald unter meiner Würde. Ich war lässig im Arbeiten und außerdem unpünktlich. Als ich eines Tages deswegen einen Wischer bekam, brauste ich hochmütig auf und erklärte, daß ich nicht nötig hätte, für einige Hungerpfennige mich im Dienste der im Fette schwimmenden Kommune aufzureiben. Das bedeutete meine Kündigung.

Trotzdem wurde die Sache durch meinen Büro-
vorsteher, der mir wohlwollte, zu guter Letzt noch
ins reine gebracht.

*

Ich komme nun wiederum zur Hauptsache, zu
dem Idol, das ich anbetete und das meine Natur
und mein Leben zur Entgleisung brachte. Ich
kämpfte gegen seine Macht noch immer an, aber
ohne mich ihr entwinden zu können, und trotzdem
von ihr tyrannisiert.

Jeden Abend und jeden Morgen promenierte
ich mindestens eine Stunde lang auf dem Ringe
vor dem Emmo Harlanschen Hause hin und her.

Ich machte mich ferner dadurch auffällig, daß
ich mindestens jeden zweiten Tag in der Eisen-
handlung etwas einkaufte.

Einmal sah ich den Inhaber durch den Laden
gehen, erkannte in ihm den Herrn wieder, den ich
am Fenster erblickt hatte, und machte ihm eine
tiefe Verbeugung.

Es waren dreißig bis vierzig Verkäufer im
Raum, und es schien mir, als ob sie sich über mich
lustig machten. Aber ich kehrte mich nicht daran.

Ihr könnt nicht wissen, dachte ich bei mir selber,
wie furchtbar ernst diese Sache für mich ist und
wie ich durch den eisernen Finger Gottes an diese

Schwelle gewiesen bin, um Tod oder Leben hier zu empfangen. Lacht! Ich lache nicht minder. Lebensmut ist Todesmut!

Ich suchte natürlich auf jede mögliche Weise der kleinen Harlan zu begegnen. Ich kannte die Zeit ihrer Ausfahrten und grüßte jedesmal tief, wenn das Korbwägelchen an mir vorüberfuhr. Den mächtigen Anreiz des Dämons, ihm wie das erstemal nachzulaufen, vermochte ich jedesmal zu besiegen.

Er verleitete mich indessen zu anderen, beinahe ebenso törichten Handlungen.

Wenn das schöne Kind, von allen bestaunt und bewundert, mit ihrer Gouvernante oder mit ihren vornehmen Eltern, ein weißes Windspiel am roten Band, um die Promenade spazierte, riß es mich willenlos dazu hin, ihr vier- oder fünfmal zu begegnen und jedesmal die lachhafte Zeremonie einer tief-devoten Begrüßung auszuführen.

Es war eines Sonntags, als ich bei einer solchen wiederholten Begrüßung durch Wigottschinski beobachtet wurde, der sich dann unvermutet von rückwärts einhakte. Er bekannte freimütig, daß er nunmehr hinter meine Schliche gekommen sei, und er müsse mir zugestehen, gegen meinen Geschmack sei nichts einzuwenden.

*

Da nun einmal mein Geheimnis verraten war, hätte es wenig gefruchtet, wenn ich es abgestritten hätte. Ich beschloß also offen zu sein und — nun hatte ich ja den gesuchten Beichtiger! — meine Leidenschaft in ihrem ganzen Umfang preiszugeben.

Ich erneuerte auch meine lügenhafte Behauptung, von dem schönen Kinde begünstigt, von den Eltern wohlgelitten zu sein. Wigottschinski beeiferte sich zu bekräftigen, daß man dies auf den ersten Blick erkannt habe.

Wir gingen wieder, diesmal mittags um zwölf, in einen der Biergärten.

*

An diesem Tage brach die Schleuse, und ich schwelgte in der Ausschüttung meines Herzens, in den Bekenntnissen meiner wahnwitzigen Leidenschaft. Das war eine Erlösung, eine Erleichterung, die mir bisher nie zuteil geworden war. Ich fand oder glaubte in Wigottschinski zu finden einen Menschen, der nicht nur mein Vertrauen zu ehren wußte, sondern für meine Nöte das tiefste Verständnis besaß.

Ich stellte an ihn die Gewissensfrage, ob er glaube, daß für mich eine Hoffnung bestehe, dieses

Geschöpf, ohne das ich nicht zu leben vermöchte, je zu besitzen. Und ich war beglückt, als er dies unbedingt bejahte.

Er bestätigte mir alsdann, was ich ja selber schon zu wissen glaubte, es komme für mich ganz allein darauf an, durch irgendeinen glücklichen Coup eine Geltung als Schriftsteller oder aber Vermögen zu erlangen. Das letztere aber sei wohl der näherliegende und der bequemere Weg, und er wolle mir raten, diesen zu gehen.

Er nannte mir eine Menge von Beispielen, wo eine einzige gute Idee ihren Erzeuger über Nacht zum reichen Mann gemacht habe. Solche Ideen habe er selber oft gehabt, sie seien ihm aber meist von sogenannten Freunden gestohlen worden und hätten nicht ihm, sondern jenen zu Reichtum verholfen.

Wir gerieten, nachdem wir gegessen hatten und immer weiter tranken, in eine grenzenlose Projektenmacherei und erwärmten uns beide dabei so sehr, daß wir Brüderschaft machten. Wir standen auf, tranken mit durchgesteckten Armen feierlich zum Erstaunen der Leute, die um uns herum saßen, und vereinigten uns sogar in dem üblichen Bruderkuß.

Wir schüttelten uns hierauf die Hände, äußerten unsere Freude darüber, einander im Leben gefunden zu haben, und gaben jeder

sein Wort, nichts ohne den anderen zu unternehmen.

Damit hatte unsere Beziehung natürlich ein anderes Gesicht erhalten. Wir waren nun Freunde, ja Brüder, und konnten miteinander in allem und jedem offen sein.

Wigottschinski sagte: „Gut, wir sind Freunde, wir wollen zu Geld kommen. Wir wollen, sagen wir, durch den Handel zu Geld kommen. Wir müssen meinethalben ganz unauffällig eine Firma eintragen lassen und annoncieren. Oder wir annoncieren nur und lassen keine Firma eintragen. Wir mieten uns ein kleines Büro und legen uns diesen und jenen Artikel zu, auf den die Leute mit Vorliebe hereinfallen: sei es ein Haarwasser, ein Zahnwasser oder ein Bitterwasser. Es kann ebensogut ein Mittel gegen Schwäche oder zur Erzeugung einer schönen Büste oder sonst etwas sein. Geschäft ist Geschäft. Ein wirklicher Kaufmann wird vor keinem Artikel, der Geld bringt, zurückschrecken. Wir annoncieren und lassen das Geld vorher einsenden. Auf diese Weise strömt einem, wenn alles gut geht, ein Kapital ins Haus. Der Annonceteil der Zeitungen ist ein Klavier, das Dukaten statt Töne spuckt, wenn man es zu spielen versteht. Hat man alsdann das Kapital, so nimmt man vielleicht zwei Prozent davon, läßt den Artikel fabrizieren

und zum Versand bringen. Wenn die Leute ein bißchen warten müssen, schadet das nichts."

Ich machte dagegen einige Einwendungen.

„Ach was," fuhr er fort, „jeder Apotheker verdient hundert Prozent, beim Bankwesen wird unsinnig verdient. Jeder Zigarettenfabrikant will siebzig, achtzig Prozent heraushauen. Im Geschäftsleben kann man nicht zimperlich sein."

Mein Tausendmarkschein war damals bereits bis zu zwei Dritteilen ausgegeben. Ich hatte meinem neuen Freunde seine Herkunft mitgeteilt. Als ich ihn nun darauf aufmerksam machte, daß das Annoncieren selber ein Kapital erfordere, erklärte er augenblicklich und ohne Besinnen, daß Tante Schwabe es vorschießen müsse.

So wurde an diesem Tage bereits der Grund zu jenem Komplott gegen sie gelegt, dem sie zum Opfer gefallen ist.

*

Der Plan schien zunächst nicht so perfid, als er sich mit der Zeit gestaltete. Wigottschinski wußte von mir, welchen Einfluß ich auf Tante Schwabe besaß, und mir war bekannt, daß auch er sich immer tiefer in ihrem Vertrauen gefestigt hatte. Ich sagte schon, daß ich über den Charakter seiner Beziehungen zu ihr nicht ganz im Bilde bin.

Nun, sagen wir lieber: Ich bin im Bilde.

Ich schone niemand, weil ich in diesem Buche nach Kräften der Wahrheit dienen muß und übrigens Gut oder Böse hier nicht in Betracht kommt.

Ich breche über mich nicht den Stab; wie sollte ich über andere den Stab brechen?

Wigottschinski, der durch und durch Zyniker war, hatte Tante Schwabes Johannistrieb vielleicht mit Absicht hervorgerufen und keineswegs unbenützt gelassen.

Wenn nun er und ich und ich und er uns gegen die Tante zusammentaten, so bedeuteten wir eine Macht gegen sie, die sie uns selber eingeräumt hatte, der sie wahrscheinlich nicht gewachsen war. Und wir hatten bereits so viel Vertrauen zueinander als durchgekochte Industrieritter, daß wir uns diese Sachlage rückhaltlos eingestanden und darauf unseren Schlachtplan gründeten.

*

Ich würde noch heute derselbe durchteufelte Schurke sein, als der ich damals erscheinen mußte, wenn ich damals mit den Füßen auf der Erde gestanden hätte. Mich hatte aber die Macht des Eros vom Boden losgemacht und hielt mich in einer bestimmten irrealen Sphäre gebunden.

Darum kann ich heute mit gutem Gewissen sagen, daß, wenn ich in den Abgrund des Verbrechens gesunken bin, kein eigentlich irdisches und also kein niedriges Motiv das verursachte.

Taten im Alkoholrausch gewährt das Gericht, vielleicht mit Unrecht, die bekannten mildernden Umstände. Einem Menschen wird die blinde und vielleicht blutige Tat nicht angerechnet, die er in einem physisch nachgewiesenen Fieber von vierzig Grad und darüber begeht. Es fehlt einem solchen Menschen die Zurechnungsfähigkeit. War ich damals zurechnungsfähig?

Ein so betörend schönes Kind wie diese Veronika Harlan würde auf Bekenntnisse hin, wie ich sie von ihrem Einfluß auf mich hätte geben können, im finstern Mittelalter auf offenem Markt als Hexe eingeäschert worden sein.

Ich will damit nichts weiter sagen, als daß die Macht der Liebe in früheren Zeiten als übernatürlich erschienen ist. Was würde ich damals in Zeiten, von denen das Breslauer Rathaus in seiner wundervollen Gotik, von denen besonders die Staupsäule zeugt, über den Einfluß der Eisenhändlerstochter auf mich einem Beichtiger wohl bekannt haben?

„Hochwürden, ich war ein friedlicher Mensch, ich bin friedlos geworden, ich war fleißig und mühsam wie eine Ameise, nun bin ich ein

Lotterbube geworden, ich war anspruchslos wie ein lahmer Droschkengaul, und nun bin ich ein Hurer und Schlemmer geworden. Ich habe meine Mutter über alles geliebt: stürbe sie heute, so würde ich keine Träne zu zerdrücken brauchen. Ich habe Gott und den Himmel geliebt, den Teufel und seine Hölle gefürchtet; aber sage mir heute, wo Veronika Harlan ist, und sie wohnt in der Hölle, so will ich auf Gott und den Himmel auf ewig verzichten.

Von dem Augenblick, in dem ich das Mädchen zuerst gesehen habe, stammt die Veränderung. Ich habe niemals Veronikas Finger berührt, noch auch nur zwei Worte mit ihr gewechselt, und doch hat sie fern oder nah die absolute Gewalt über mich. Körperlich fern, ist sie mir trotzdem überall gegenwärtig. Sie schwebt des Nachts durchs offene Fenster herein und durchschreitet ebenso leicht die stärkste Mauer. Sie macht mir Qualen, die nicht leicht zu beschreiben sind, und ebenso nicht zu beschreibende Wonnen. Sie versengt mir das Hirn, sie verbrennt mir die Leber. Sie macht mich wahnwitzig. Mache, daß sich die Hexe meiner erbarmt, oder ich verzichte auf die ewige Seligkeit und ihr schneidet mich als Gehängten vom Türpfosten."

Nach einem solchen Bekenntnis würde der Inquisitor nicht lange gezögert haben, Veronika Harlan der Tortur zu überliefern.

*

Es ging stark auf Mitternacht, als Wigottschinski und ich noch immer einträchtig beieinander saßen und unsere Pläne ausbauten. Natürlich saßen wir längst nicht mehr in dem Biergarten, sondern hatten einige Male das Lokal gewechselt. Wir waren von Bier zu Wein übergegangen, weil unsere Zuversicht auf nahe, große Gewinste von Minute zu Minute stieg und ich deshalb keinen Wert darauf zu legen brauchte, den Rest meines Tausendmarkscheins noch weiter zu konservieren.

Es hätte mir zur Warnung dienen können, daß dieser Tag ein überaus seltsames und schließlich nicht gutes Ende nahm. Aber ich sah immer nur mein Ziel. Es war, wie wir wissen, ein Ziel in den Wolken.

Wir betraten gegen halb zwölf ein gewisses Nachtlokal, in das mich Wigottschinski geführt hatte, weil es ein Zusammenkunftsort der schönsten und kostspieligsten Prostituierten sei. Es nannte sich Café-Restaurant, und man konnte dort Eiskaffee, Melange, Tee, Schokolade, Pilsener Bier, jeder Art Likör und jede Art Wein bis hinauf zum besten französischen Sekt trinken. Auch wurde an vielen Tischen soupiert.

Ich sah ein solches von goldenen Tapeten, Spiegeln und mächtigen Kronleuchtern mit Glas-

prismen glänzendes und funkelndes vornehmes Dirnenlokal zum erstenmal. Es ist darum nicht zu verwundern, wenn mich die Lichtfülle, die Abendtoiletten der Damen, die Smokings der Herren, die elegant befrackten Kellner, die blendend weiße Wäsche der Tische und Hemdbrüste anfänglich recht erheblich verschüchterten. Ich dachte sogar flüchtig daran, ob man uns hier nicht am Ende hinausweisen würde. Dieses war leider nicht der Fall.

Es vergingen nicht zwanzig Minuten, da waren wir eingewöhnt, und ich sah mich von einem befrackten vornehmen Herrn bedient, der mich wie einen Staatsminister behandelte.

Ich war wirklich erstaunt, wie weit ich es allbereits gebracht hatte.

Wigottschinski machte mich unauffällig auf gewisse, hier zu beobachtende Anstandsregeln aufmerksam, daß man das Messer nicht in den Mund stecken dürfe, daß man, um den Kellner zu rufen, nicht an das Glas schlage, doch, wie er sagte, sähe man mir durchaus nicht an, daß ich in solcher Umgebung noch nicht verkehrt habe.

Ich dachte an Mutter und unsere Wohnung, und mir schauderte. Ich verriet in meinem Herzen den schlichten Meister Starke und seine Tochter, von denen ich meinte, daß sie nun

doch kein Umgang für mich seien. Lieber Vater, liebe Marie! Ihr habt es mir tausendmal verziehen.

Es wurde von vier oder fünf Zigeunern auf verschiedenen Geigen und einem Hackbrett wundervolle Musik gespielt, die gleichsam in einen seligen Rausch wiegte. Ich beschloß sofort, daß es mir auf die dreihundert Mark, die ich noch in der Tasche hatte, heute nicht ankommen sollte. Ich werde mich hier nicht lumpen lassen, dachte ich höchst alberner Weise, denn ich tue die ersten Schritte auf dem Parkett der vornehmen Welt, die auch die Welt Veronikas ist (den Namen hatte ich nun erfahren und fast immer geflüstert auf meiner Zunge).

Vielleicht aber hatte ich doch nicht ganz unrecht. Unter den Herren gab es Erscheinungen, denen man die vornehme Abkunft ansehen konnte. Es erwies sich ja auch nachher, daß sogar der Sohn des Regierungspräsidenten der Provinz mit seinen Damen den Tisch in der Ecke innehatte.

*

Es war da in einer Nische ein Tisch, an dem sehr viel Sekt getrunken wurde. Es saßen sechs Personen, drei Damen und drei Herren, darum. Man war animiert und blieb sozusagen in einem

Gelächter. Obgleich jedoch die Stimmung ein wenig fortgeschritten war, ging doch die Lustigkeit über den Rahmen des in einem anständigen Lokale Üblichen lange Zeit nicht hinaus.

Ich bemerkte, daß Wigottschinski in einer gewissen Erregung war und sich für eine der Damen an jenem Tisch interessierte, die uns den Rücken zukehrte. Sie sei ein Typ, so sagte er mir, wie er ihm nur einmal bei einem jungen Mädchen vorgekommen sei, und dies sei eine Tscherkessin gewesen.

Ich blickte hin und ward ebenfalls auf eine unbestimmbare Weise von der Erscheinung, die ich nur von rückwärts sah, angezogen. Sie hatte etwas Starkes, Jünglinghaftes, man möchte sagen Apollinisches. Aber man kam auf den Gedanken, dieses Mädchen möchte vielleicht noch vor kurzem in den Steppenländern Asiens halbwilde Pferde ohne Zaum und Zügel geritten haben.

Wir hatten ein Nachtessen zu uns genommen, wie es mir bis dahin nicht einmal im Traume erschienen war. Schließlich wurde von Wigottschinski, wenn auch nur deutscher, Sekt bestellt, den ich, sowie einen großen Seekrebs, den er kommen ließ, natürlich bezahlen mußte. Ich müsse jetzt alles das kennenlernen, sagte er mir.

Ich hatte, in Krebs, Champagner, Hirngespinste und alles mögliche Neue vertieft, weiter nicht auf den Tisch und das Mädchen geachtet, von dem eben die Rede war, und deshalb auch nicht bemerkt, was Wigottschinski mir plötzlich möglichst unauffällig mitteilte.

Er, der das Mädchen unablässig im Auge behalten hatte, wollte bemerkt haben, daß sie sich mehrmals nach mir umblickte, und er schwor, als ich es ihm aus vollster Überzeugung auszureden versuchte, es sei so gewesen, und ich könne mir etwas einbilden auf die Eroberung, die ich gemacht hätte.

Ich wollte auf andere Dinge kommen, aber er ließ nicht ab und sagte, es rege sich an dem bewußten Tische sogar bereits Eifersucht.

Es war doch nun wohl bereits 1 Uhr nach Mitternacht. Neue Menschen traten kaum noch ins Lokal, oder wenn es geschah, so waren es Herren, denen der Hut im Nacken saß, die laut und ungeniert redeten, und deren Begleiterinnen es ebenso hielten, zuweilen sogar recht mißtönend aufkreischten.

An den Tischen im Restaurant ging es nun auch in ähnlicher Weise freier und lebhafter zu.

Auf die Behauptungen Wigottschinskis hin mußte ich doch nun wohl auch dies und jenes von dem Champagnertisch — es gab übrigens jetzt

fast nur Champagnertische! — zu erhaschen suchen. Und es war wirklich so, daß die Tscherkessin von ihrem eleganten Nachbar, zunächst noch in halbem Scherz, bei den schönen Gelenken festgehalten wurde, um zu verhindern, daß sie sich umschaue. Dennoch drehte sie ihr apollinisches Haupt auf dem stolzen Nacken so weit herum, daß sie mir ins Gesicht schauen konnte.

Darauf wurde ihr Nachbar, der elegante Herr, von der übrigen Tischgesellschaft ausgelacht.

Mich durchrieselte etwas, als sie mich anblickte. Allein, ich war so himmelweit entfernt davon, mit einem Ereignis wie diesem zu rechnen, daß ich gänzlich verständnislos in die schönen Augen des Mädchens sah und allerdings von ihrer mir ganz fremdartigen, in Ursprünglichkeit strotzenden Schönheit getroffen wurde.

Geflissentlich hatten Wigottschinski und ich unsere Unterhaltung fortgesetzt. Als ich nach einer Weile aufblickte, hatte der elegante Nachbar der Tscherkessin seinen Stuhl zur Hälfte herum und sich gegen unseren Tisch gedreht und war dabei, mich mit herausforderndem Hohn zu fixieren.

Man wurde im Publikum bereits auf den Vorgang aufmerksam.

Jetzt versuchte die Tscherkessin mit dem Liebhaber, was dieser vorhin vergeblich mit ihr

versucht hatte. Es gelang ihr indessen ebensowenig, wie es ihm gelungen war, ihr Interesse ausschließlich der Tafelrunde zurückzugewinnen, ihn in den Kreis der Gesellschaft zurückzuziehen. Da verfiel sie darauf, ihm ihr feines Taschentuch vor die Augen zu halten.

Heftig schlug er das Tuch beiseite und stand mit einem kurzen Rucke vom Stuhle auf. Noch sehe ich, wie sein vom Wein gerötetes hübsches Gesicht zum Erschrecken grau wurde.

Was nun geschah und blitzschnell geschah, war für alle so überraschend, nicht zuletzt auch für mich, daß ich mich nicht erinnern kann, je einen solchen Zustand der Hilflosigkeit wie damals gefühlt zu haben.

Bevor ich mich nämlich darüber geeinigt hatte, wie dieser höchst grundlosen, törichten Eifersuchtsszene am besten die Spitze abzubrechen sei, war die tolle Tscherkessin plötzlich bei mir und gab mir lachend vor aller Welt, ich war angstvoll emporgefahren, drei, vier, fünf, sechs herzhafte Küsse.

*

Man wird erraten haben, wem ich in dieser Weise und an solchem Orte begegnet bin. Es zeigte ja in gewissem Sinne, daß meine Schwester

noch immer das willenskräftige und selbständige Mädchen von früher war und auch noch das Herz auf dem rechten Flecke hatte. Immerhin setzte mich ihr tolles Verfahren in große Verlegenheit. Und daß ich sie überhaupt auf diesem Felde getroffen hatte.

Unsere Beziehung wurde nun aber jedenfalls auch für den eifersüchtigen Liebhaber befriedigend aufgeklärt, und wir, Wigottschinski und ich, wurden veranlaßt, in der Nische bei den drei Paaren Platz zu nehmen.

Das Gespräch an ihrem Tisch war auf einmal recht frostig geworden. Der Geist des Champagners schien verflogen zu sein. Das rührende Wiedersehen von Bruder und Schwester machte jedermann nachdenklich.

Auch muß ich trotz meines fertig gekauften Anzugs wohl eine kümmerliche Figur gemacht haben.

Auch meine Schwester Melanie hatte ihre tolle Laune nun plötzlich eingebüßt und kroch in meiner Gegenwart in sich zusammen wie ein Schulmädchen. Der Ausdruck ihres Gesichtes zeigte Befangenheit, fast Schüchternheit. Mein Dasein schien ihr nun erst zum Bewußtsein zu bringen, daß sie eine stadtbekannte Kokotte geworden war. Diese Tatsache mußte auch ich jetzt verdauen.

Sie wollte nach Mutter fragen, das sah ich ihr an. Sie wollte mich fragen, wieso ich zu diesem

Freunde und in dieses Lokal käme. Sie schämte sich ihrer Gesellschaft und ihres Liebhabers, sie hätte alles darum gegeben, ihre Umgebung los zu sein.

Man wird sich nicht wundern, wenn diese Gesellschaft mit dem Umschwung, der sich auch ihr bemerkbar machte, nicht gerade einverstanden war und seinen Urheber mit wenig günstigen Blicken betrachtete.

*

Meine Lage war gewiß dazu angetan, ein Insmichgehen zu begünstigen. Ich hatte auch wirklich in diesem Lokal und in diesem Kreis nunmehr, da ich neben meiner Schwester saß, ein Prangergefühl. Ich hätte mich mögen unbeachtet hinwegstehlen oder lieber tausend Meilen entfernt irgendwo in der Türkei meinethalben die Lämmer hüten. Ich hatte ein Aussatz-, hatte ein Krätze-, hatte ein Pariagefühl, und kurz vorher war mir zumute gewesen, als ob ich bereits ein vollberechtigtes Mitglied der oberen Zehntausend sei. Mich kam, vielleicht zum ersten Male im Leben, ein Ingrimm gegen die Kaste an, deren Söhne mit Pferden und Dienern, Gouvernanten und Mätressen, französischer Küche und kostbaren Weinen großgezogen wurden, und die

den Leib meiner Schwester für Geld kaufen konnten.

Ich muß meiner Umgebung nicht recht koscher vorgekommen sein. Ich fühlte gefährliche Mächte in mir aufsteigen. Es war, als wenn sich meine Scham mit jeder Minute mehr in Bitterkeit und stille Wut verwandelte. Es bestand Gefahr, und sie wurde von meiner Schwester erkannt, daß irgendein Zündstoff in mein Inneres fiel und eine Explosion veranlaßte.

Meine Schwester erkannte zu spät, es wäre besser für sie und mich gewesen, sich mir nicht zu erkennen zu geben. Ich sagte mir zwar, daß ich alles aufbieten müsse, um meine Gefühle im Zaum zu halten, aber ich konnte mich nicht überwinden, von dem Liebhaber, der sie bezahlte, das Glas Sekt, das er mir reichte, anzunehmen. Auch konnte ich nicht verhindern, daß ich bei dieser Gelegenheit bleich wurde und seinen Blick nicht, wie früher bei seinem Eifersuchtsanfall, vermied.

Auch vor Wigottschinski, seltsamerweise, schämte ich mich. Ich fand natürlich, und es ärgerte mich trotzdem, daß man gleichsam mit Blicken von ihm abrückte. Die drei Herren konnten Referendare, Leutnants in Zivil oder etwas Ähnliches sein. Sie trugen gewichste Schnurrbärtchen und den sogenannten Poposcheitel.

Trotzdem ich einen Wirrwarr von Empfindungen hinunterzuwürgen und also genug mit mir selber zu tun hatte, sah ich doch, daß Wigottschinski von der Entwicklung, welche die Dinge mit seiner Tscherkessin genommen hatten, stark betroffen war. Und ich bemerkte, daß er den Blick meiner Schwester suchte. Es fuhr mir deshalb sogleich durch den Kopf, daß dies, wenn es sich fortsetze, recht gut einen Anlaß zu einer neuen Eifersuchtsverwicklung geben könne. Nicht lange danach fing ich aber auch einen Blick meiner Schwester auf, den sie, sonderbar forschend, auf Wigottschinski richtete.

Ich hatte an diesem Sonntag nicht wenig erlebt. Es war auf meinen Nerven, von der Begegnung mit Veronika Harlan und ihrem Windhund angefangen, über all die Projekte und Beschlüsse zur Brüderschaft, im Wandern von Bierkneipe zu Bierkneipe, von Weinkneipe zu Weinkneipe ununterbrochen, wie auf Saiten heftig gespielt worden. Beinahe hatte die Begegnung mit der Schwester einen Riß durch alle gemacht. Nun aber drohte das ganze Instrument zu zerspringen, wenn noch irgend daran hantiert würde.

*

Es genügt zu sagen, daß die Gefahr eines Zusammenstoßes, die in der schwülen und gespannten Situation jenes Abends lag, nicht vermieden wurde. Ich würde ungern in die Schilderung häßlicher Einzelheiten eintreten. Ich habe einen schönen Herbstvormittag in meinem Obst- und Gemüsegarten zugebracht, meinen Pflaumenbaum geschüttelt und allerlei stille und ländliche Geschäfte verrichtet. Wie weit ab bin ich von den widerlichen Verwicklungen jener Zeit, die sich wie höllisches Gestrüpp um meine Füße schlagen, weil ich mein Auge nicht auf der Erde hatte, sondern auf einen fernen göttlichen Stern gerichtet hielt! Meinen Bericht aber will ich trotzdem fortsetzen.

Den ganzen folgenden Tag lag ich mit einem schrecklichen Katzenjammer zu Bette. Meine tiefgebeugte, in Wahrheit untröstliche Mutter pflegte mich schweigsam und mit einem Gesicht, das mir, wenn ich es verstohlen betrachtete, versteinert schien.

Nicht nur des stechenden Kopfschmerzes wegen, der eine Folge der genossenen Getränke war, machte sie mir kalte Umschläge, sondern weil ich eine Beule über dem linken Auge hatte.

Sie stammte von einer nächtlichen Schlägerei vor dem Vinzenz-Haus und insbesondere von

einem feigen und tückischen Faustschlag, den ich dem Liebhaber meiner Schwester verdankte.

Mit jener störrischen Zähigkeit, wie sie Trunkenen zuweilen eigen ist, suchte ich meine Schwester zu veranlassen, nicht mit ihrem Galan zu gehen, sondern mit mir zu unserer Mutter. Ich wurde dafür von dem eleganten Lumpenkerl mit den ekelhaftesten Namen belegt, die zutreffend gewesen sein würden, wenn ich eine meiner jetzigen ganz entgegengesetzte Rolle gespielt, d. h. ihm meine Schwester für Geld zugeführt hätte. Schweigend ging ich mit Wigottschinski vor ihm her, als er mir von rückwärts mit der flachen Rechten unversehens einen gewaltigen Backenschlag verabfolgte, womit die Schlägerei ihren Anfang nahm. Ich bin nicht stark, aber ich weiß, daß der niederträchtige, feige Schuft seltsamerweise im nächsten Moment auf dem Rücken lag, und daß ich, die Hände auf seine Gurgel gepreßt, auf ihm kniete. Da ich dies nicht stundenlang tun konnte und ihn auch nicht erwürgen wollte, erklärte ich mich bereit, ihn gegen sein Ehrenwort, daß er Frieden halten werde, loszulassen. Dieses Ehrenwort gab er vor der Gesellschaft, die noch zusammen war, feierlich. Trotzdem schlug er mir in demselben Augenblick, als ich meine Hände freigab, mit den gebrüllten Worten: „Verfluchter Lude!" die Faust ins Gesicht.

Es ist ein Wunder, daß ich mein Auge behalten habe.

*

Ich sehe, ich habe mich nun dennoch wieder in Einzelheiten eingelassen. Mögen sie stehenbleiben, obgleich sie für das Ganze ohne Bedeutung sind. Es kann nun einmal nicht ausbleiben, daß, wenn man sich mit einer Sache in irgendeinem Sinne beschäftigt, diese bis zu einem gewissen Grade Herr über einen wird.

Nach verhältnismäßig kurzer Zeit war ich wieder gesund und konnte mit Wigottschinski der Verwirklichung unserer Pläne nachgehen.

Es war meiner Mutter nicht gelungen, aus mir herauszubringen, was eigentlich am Tage vorher geschehen und wie ich in meinen fürchterlichen Zustand geraten war. Es gelang ihr auch in der Folge nicht, mir etwas über mein Liebesgeheimnis noch über meine geschäftlichen Pläne zu entlocken. Wigottschinski besuchte mich, als ich zu Bette lag. Meine Mutter sagte, sie empfinde ein Grauen vor ihm, und ich sah es ihr an, daß sie nicht etwa nur eine Redensart machte. Ich beruhigte sie und versicherte, sie werde sich einst davon überzeugen, welcher Glücksfall es für uns war, daß ich diesen Menschen gefunden hatte.

Er und ich verhandelten lange über die Art, wie wir Tante Schwabe das uns nötige Betriebskapital abringen sollten; aber auch über diese Angelegenheit ließ ich Mutter durchaus im Dunkeln.

Man wird sich fragen, ob ich durch das Erlebnis mit meiner Schwester nicht hätte zur Umkehr veranlaßt, durch den Faustschlag nicht hätte aus meinem furchtbaren Traumleben geweckt werden müssen? Das war nicht der Fall. Der Zustand, den ich erlebt und in den ich während des Katzenjammers geworfen war, war eigentlich nur eine Verstärkung des Leidens, das ich seit dem Erblicken der kleinen Veronika, in der Entbehrung ihrer, in der Verbannung von ihr, täglich und stündlich zu erdulden hatte. Solange ich nicht wenigstens eine Hoffnung auf ihren einstigen Besitz hegte und nährte, war mir ja sowieso das Leben zur Hölle geworden. Da diese Hoffnung, die mich allein lebendig erhielt, an der Wirklichkeit nicht zu nähren war, und das war sie sicherlich nicht, so mußte sie sich eben weiter an Illusionen emporranken.

Gewiß war ich außerdem weltfremd, provinziell und urteilslos, wenn ich glauben konnte, daß ein armer Magistratsschreiber, der eine öffentliche Dirne zur Schwester hatte, auch wenn er etwas Vermögen erlangte, mit einer Werbung um die

einzige Tochter reicher und angesehener Leute hätte Erfolg haben können; und insofern hatte mein Wahnsinn denn auch sehr reale und sehr natürliche Grundlagen.

*

Der von Wigottschinski und mir bei Tante Schwabe geplante Schritt gelang. Es ist ziemlich gleichgültig, wie wir sie übertölpelten, und was wir ihr einredeten. Ich sagte schon, wie sie meinem Heiratsprojekt gegenüber schon eine mir unbegreifliche Vertrauensseligkeit an den Tag gelegt hatte, wie sie auf meine Dichterillusionen und andere Überstiegenheiten eingegangen war. Suche ich heute nach Gründen dafür, so finde ich deren mancherlei. Sie hatte ihr felsenfestes Vertrauen zu mir gewonnen, als ich es durchaus rechtfertigte. Sie kannte mich aus dem Beistand, den ich ihr früher in geschäftlichen Dingen geleistet hatte, als nüchtern und umsichtig. Sie verehrte in mir einen Geist peinlicher Rechtlichkeit, der sie freilich auch andererseits beunruhigte und sie veranlaßte, mir nur einen teilweisen Einblick in ihre Geschäfte zu gestatten.

Aus den Labyrinthen des Betruges kommt man stets unverrichteter Dinge zurück, wenn man ihre ewigen Dunkelheiten erforschen will. So glaube

ich zum Beispiel, daß die Tante meine ahnungslose Rechtlichkeit gerade zum Selbstbetrug und zum Betrug anderer benützte. Sie hatte ihr Urteil über mich festgelegt und sozusagen die Akten geschlossen. Was ich ihr nun zu knacken gab, beurteilte sie unter den alten, nunmehr aber falschen Gesichtspunkten. Die gute Tante wußte zudem ganz gut, daß sie unter die gesellschaftliche Ebene ihrer Eltern gesunken war. Allein es hatten sich über dieser wunden Stelle ihres Bewußtseins Schwielen gebildet. Solche haben, wie man weiß, eine doppelte Festigkeit. Danach glaubte die Tante trotz allem überzeugt zu sein, gleichwertig in der höchsten Gesellschaft verkehren zu können, weshalb sie mein Vorstoß in dieser Richtung etwa so sympathisch berührte, als einen Morphinisten das Bekenntnis eines Morphinisten berührt. Schließlich hatte die Tante einen wahren und echten Respekt vor dem Geiste. Obgleich sie Maler, Schauspieler, Musiker, Sänger und Sängerinnen, junge Literaten usw. unbedenklich nach Kräften ausbeutete, waren sie doch Gegenstand ihrer vielfach beinahe abgöttischen Bewunderung, wovon ein Autographenbuch, das sie besaß, mit vielen berühmten Namen, deutliche Kunde gab. Darum nahm sie es schon als geschehen an, als der Neffe erklärte, er werde demnächst in diese beneideten Kreise aufrücken, um

so mehr, als auf diese Weise zugleich ihre Wunde Linderung und ihre Anmaßung Nahrung erhielt.

*

Wir hatten also, nämlich Wigottschinski und ich, der Tante eine größere Summe, ja geradezu ein Kapital, abgelockt, womit wir in dem kleinen möblierten Zimmer des Österreichers ein Büro etablierten. Die Schlägerei vor dem Vinzenz-Haus hatte das Verhältnis meiner Schwester zu ihrem Liebhaber sofort auseinander gebracht. Seltsam, ich war meiner Schwester bis dahin nie so nahe gekommen und ebensowenig Melanie mir. Jetzt erst, von meinem exzentrischen Standpunkt aus, war sie mir verständlich geworden, und durch eben diese Veränderung meines Wesens übte ich eine Anziehung auf sie aus. Sie war ja im Grunde tüchtig und rechtschaffen, und teils aus darbendem Familiensinn, teils weil ich für sie gekämpft und gelitten hatte, schloß sie sich neuerdings an mich an. Wir fanden Gefallen aneinander und genossen beide das unzweifelhafte Glück, einander nach so langen Jahren des Zusammenseins nun erst eigentlich zu entdecken.

Freilich würde das Band, das uns diesmal einte, ohne Wigottschinski schwerlich lange

gehalten haben. Es dauerte einige Zeit, ehe ich dahinter kam.

Vorerst schöpfte ich keinen Verdacht, als er vorschlug, Melanie gleichsam in unsere Firma hineinzuziehen und ihr die schriftlichen Arbeiten zu übertragen. Ich wußte ja, daß sie besser wie ich und mein Bruder Hugo mit der Feder fortkonnte.

Unser Büro war ein langer Schlitz, der ein Fenster hatte, von dem man auf den Eingang des Lobetheaters hinuntersah. Es stand Wigottschinskis Bett darin, an dem man sich eben gerade vorbeidrücken konnte, um an den Schreibtisch zu gelangen, der am Fenster stand. Der Raum hatte alte dunkle Tapeten, die an einigen Stellen herabhingen. Außerdem war er hoch und also recht unheimlich.

Vier Wochen vergingen in diesem Gelaß mit Beratungen.

Diese Beratungen waren jedoch nichts weiter als gegenstandsloses Geschwätz, das, durch unmäßiges Trinken und Rauchen gewürzt, zu einem immer aufs neue gesuchten Genuß wurde.

Gegenstandsloses Geschwätz ist vielleicht darum kein treffender Ausdruck, weil es sich zwar nicht um reale und vernünftige Gegenstände drehte, aber um so mehr um eingebildete und vernunftlose. Solche haben für nichtsnutzige Menschen

die stärkste Anziehungskraft. Projektenmacher und Faulpelze aller Art wissen davon zu erzählen.

Meine Schwester war ständiges Mitglied der Kumpanei.

Es hatte sich damals seltsamerweise in mir die Überzeugung festgesetzt, es sei mir gelungen, meine Schwester moralisch zu retten, sie aus dem Sumpfe des Lasters emporzuziehen. Ich war so verblendet, in Wigottschinskis Neigung zu ihr einen weiteren Glücksfall zu sehen, besonders seit sie erwidert wurde und zu einer Verlobung geführt hatte. Diese Verlobung, eine Heirat, was konnte zweckmäßiger sein, meine Schwester dem ehrbaren Bürgertum zurückzugewinnen?

Es war erstaunlich, welche Gewalt Wigottschinski über das schöne Mädchen erlangt hatte. Ihr Eigenwille, ihr aufrechtes Wesen, ihr Widerspruchsgeist waren wie ausgelöscht. Längst hätte ich müssen über die Art des Verhältnisses, das die Schwester mit meinem Freund verband, Verdacht schöpfen. Aber ich hatte zu viel mit mir selber zu tun, und Wigottschinski sowohl als Melanie unterließen nichts, um ihr Verhältnis als ein ernstes, gutbürgerliches erscheinen zu lassen.

Im Lobetheater wurde Abend für Abend die „Reise um die Welt in achtzig Tagen" gespielt.

Gegen die neunte Stunde vollzog sich regelmäßig auf der Bühne ein indianischer Überfall, dessen Schüsse man in unserem Zimmer deutlich vernahm. Unsere Sehnsucht zu reisen, die weite Welt zu durchschweifen, wurde natürlich dadurch immer neu angeregt. Wir träumten von Abenteuern, Märchenländern und Reichtümern. Auf solche und andere Weise wurde Zeit vergeudet und Geld vertan, ohne daß mit irgendeinem Geschäft, solid oder unsolid, ein Anfang gemacht worden wäre.

Ich hatte meinen Posten beim Magistrat aufgesagt, sobald ich das Gold der Tante im Sack hatte. Immerhin war mir der Abschied von meinem Büroplatz am Rathausfenster nicht ganz leicht, weil ich damit auch den Blick auf die Staupsäule aufgeben mußte. Meinem Bürovorsteher hatte ich nach und nach ein Märchen von meinem Glückswechsel beigebracht, worin ernsthaft reiche Heirat und beginnender Schriftstellerruhm abwechselnd mehr oder weniger betont wurden. Was aber bei allem das Seltsamste ist, ich habe an dieses Märchen geglaubt.

*

Wir waren also nun Kaufleute und mußten standesgemäß auftreten. Es war nicht möglich,

Geschäfte zu machen ohne das. Wigottschinski machte sehr bald recht gute Figur, obgleich er auf seine Ausstattung nicht die Hälfte soviel als ich verwandte. Man sagt, daß Leute mit Buckeln oder auch Hinker wie ich nicht selten die Neigung haben, sich auf eine lächerliche Weise herauszuputzen. Dieser Neigung verfiel auch ich. Ich glaubte es meinem Geschäft, meiner Bedeutung als Schriftsteller und meinem Liebesidole schuldig zu sein, ein vollkommenes Gigerl aus mir zu machen.

So erwarb ich mir weiße Kragen und kostbare Leibwäsche, vier oder fünf moderne Anzüge, Lackschuhe, Handschuhe, Krawatten, Hüte, besorgte mir Busennadel, Manschettenknöpfe und goldene Uhr, und wenn ich, dermaßen herausstaffiert, in meinem atlasgefütterten Sommerpaletot die Schweidnitzer Straße auf und nieder schritt, passierte ich kein Schaufenster, ohne meine vergötterte Persönlichkeit darin zu spiegeln.

Es versteht sich von selbst, daß wir uns von dem Kapital der Tante auch sonst bei jeder Gelegenheit gütlich taten. Täglich besuchten wir Bierhäuser und Biergärten, hie und da jene einfachen Weinkneipen, die man in Breslau finden kann.

*

Man würde sich täuschen in der Annahme, ich hätte auch in dieser Zeit irgend etwas ohne Bezug auf mein unsinniges Ziel getan. Das Bild Veronika Harlans — nicht jenes, das vor mir liegt, sondern das imaginäre! — verließ mich nicht einen Augenblick, ebensowenig der Gedanke daran. Sie ist ja in der Tat ein Inbegriff süßester Holdseligkeit und war es noch mehr im berauschenden Dunste meiner Seele. Immer stand ich im Bann eines Zwangs, der mich völlig versklavte, gleichzeitig aber die Sklaverei mir zur Wollust machte. Zu innerst in dieser Wollust jedoch wohnten Pein und Verzweiflung.

*

Ich blicke auf mein vollendetes Schicksal von einem fernen, hohen, gesicherten Punkte zurück. Ich überblicke den Weg, das Wegenetz und die Landschaft, daraus doch endlich ein glücklicher Ausgang gefunden wurde. Der Lorenz Lubota von heute, den Schwiegervater und Weib Lenz nennen, hat den Lorenz Lubota von einst zum Gegenstand seiner Betrachtung gemacht. Lenz! Sie nennen mich Lenz! Nun, warum nicht? Sind doch jedem Lenz der stürmische November,

der nächtliche Dezember, der eis- und schneebegrabene Januar, kurz Herbst und Winter vorausgegangen. Sie haben am Ende auch nicht ganz unrecht mit dieser Bezeichnung, wenn dabei an neue Keime und Blüten künftiger Früchte gedacht werden soll. Wächst da nicht vielleicht mit den Strichen meiner gelassenen Feder eine Frucht? Ist die Luft meines Geistes nicht mit Keimen und seltsamen Blüten geschwängert? Freilich ist dieser Lenz, den ich heute erlebe, nichts gegen jenen, der damals mit lauen Regenschauern, phantastischen Blüten, glühenden Sonnen und berauschenden Stürmen über meine Seele ging, als wir dabei waren, das erste ergaunerte Gold zu verprassen. Hochgefühle wie damals haben seitdem meine Brust nicht wieder bis zum Zerspringen gedehnt, freilich auch nicht mehr Schmerzen durchwühlt, wie sie damals mein tägliches Brot waren. Denn man soll beileibe nicht glauben, mein Zustand von damals sei nichts als nur eitel Wonne gewesen. Ich hatte vielmehr ein Gefühl, als werde von irgendeiner Spinne Tag und Nacht Blut aus meinem Herzen gesaugt. Darum habe ich auch geschrieben, wie ich beim Blättern sehe, eine Pein sei das Innerste aller empfundenen Wollust gewesen. Diese Pein aber war sehr groß.

Oder was kann furchtbarer sein, als einem durstverbrannten Schlunde die Fata Morgana des frischesten Quells zu zeigen? Eine kranke, lügnerische, betrügerische Gewißheit, durch welche die Stimme der Hoffnungslosigkeit begraben und gewaltsam stumm gemacht worden ist. Was kann peinvoller sein als das gelegentliche Wachen des Nachtwandlers, wenn es ihm auch gelingt, sich vor dem Sturze in den Abgrund zu retten, indem er sich an die Dachtraufe anklammert? Kann ein im Grunde redlicher Mensch völlig vergessen, daß er's ist, und sein Gewissen tot machen? Ich wenigstens hatte nie das Gefühl der Schuldlosigkeit, wenn ich die Gelder der Tante durchbrachte. Wenn ich auch nicht gerade das Gefühl der Schuld in mir aufkommen ließ. Ich würgte die Leckerbissen der Restaurants, wenn ich es äußerlich auch nicht merken ließ, meist wie Gift und Galle hinunter. Außerdem wurde ich von einer furchtbaren Leidenschaft sozusagen ausgebrannt. Eine Feuersbrunst wütete mir im Innern. Ich hätte meinen Richtern zurufen können, alle meine wahnwitzigen Handlungen und Verfehlungen seien auf nichts anderes, als dieses verheerende Feuer zu löschen, hinausgelaufen. Ich hätte es ihnen beweisen können, oder aber es wird mir möglicherweise mit dieser Denkschrift gelingen, das zu tun. Ich

hätte mich wollen unter die Räder von einem Omnibus werfen, habe ich irgendwo gesagt. Nicht einmal, wie ich hinzusetze, sondern unzählige Male erwog ich das. Ich erwog auch, durch Ertränken in der Oder, durch die Kugel oder den Strick ein Ende zu machen.

Aber von alledem hielt mich der Gedanke zurück, daß ich damit eine Erde, auf der Veronika lebte, verlassen würde.

*

Ich verhehle mir nicht, daß, wenn ich mein damaliges überstiegenes Ziel erreicht hätte, die damit erlangte Glücksstufe eine ganz andere und höhere gewesen sein würde, als die ist, auf der ich heute seelenruhig stehen kann. Die irdische Wonne hätte damit einen überirdischen Grad erreicht und würde vielleicht in ihrer alles überstrahlenden blendenden Herrlichkeit dem sterblichen Menschen unerträglich sein. Ich gestehe mir ein, trotzdem ich vollkommen heiter und in meinem kleinen, friedlichen Kreise beruhigt bin, daß ich in dieser Hinsicht noch nicht völlig verzichtet habe. Nur habe ich alle Erfüllungen dieser Art in das bekannte bessere Jenseits verlegt.

*

Ich komme nun zu dem Punkt, der auf meiner verwickelten Bahn von Irrtum, Selbsttäuschung, Größenwahn und Verbrechen einer der folgenschwersten war. Ich habe ihn, um ihn nach Möglichkeit zu klären, noch gestern wie unabsichtlich mit meinem Schwiegervater Starke, in der Gartenlaube, beim Glase Bier durchgesprochen. Der gute Alte weiß, daß ich an der Geschichte meines Sündenfalles arbeite, einer verspäteten Verteidigungsschrift, die meinen Richtern das Verstehen und das Verzeihen lehren soll; denn alles verstehen, heißt alles verzeihen.

Starke hält mich noch heute, wie in den Zeiten unserer ersten Begegnung, für den kommenden großen Schriftsteller.

Es kann nichts Freundlicheres, nichts Behaglicheres geben als unsere Abende in der Laube. Gestern war es besonders schön. Meine schlicht gute Marie, dieses goldigste aller Herzen, hatte uns wie immer das köstlichste Abendessen zurechtgemacht, bestehend aus Eiern, Käse, saurer Milch, frischer Butter und frischem Brot. Die Mücken summten, Rosen, Holunder und Jelängerjelieber dufteten, dazu die Tannen der nahen Waldgrenze. Trotzdem es dunkel geworden war, hatte die badewarme Luft sich nicht abgekühlt. Der Mond stand ungeheuer groß hinter den

Erlen- und Lärchenbäumen des Dorfbaches. Das Rauschen klang in der nächtlichen Stille, darin sich kein Zweiglein bewegte, doppelt laut. Im Gras des Rondells glimmten Glühwürmchen.

Marie war wieder ins Haus gegangen, als ich auf meine hirnverbrannte Werbung um die Hand Veronika Harlans zu sprechen kam.

Doch ich will den Hergang erzählen.

*

Ich hatte erfahren, das liebliche Mädchen sei verlobt, ja, sie werde in wenigen Tagen heiraten. Wigottschinski hatte die Sache aufgebracht. Das war natürlich vollkommen unsinnig. Allein so, wie einerseits meine Hoffnung nach jedem Strohhalm griff, so vermochten mich die unwahrscheinlichsten Gerüchte in einen kochenden Strudel der Qual zu werfen. Kurz, ich verbrannte vor Eifersucht.

Veronika war nach meiner Ansicht damals ungefähr vierzehn Jahre. Doch ich konnte mich auch getäuscht haben, sie mochte am Ende zwischen fünfzehn und sechzehn sein. Warum sollte ein sechzehnjähriges Mädchen nicht heiraten?

Und was mochte und konnte nicht alles in ihren beneideten Kreisen möglich und üblich sein?

Da verfaßte ich jenen Brief an den Vater des Kindes, Eisenhändler und seit kurzem Kommerzienrat, der mir noch heute unbegreiflich ist.

Ich konnte nicht anders, ich mußte den Brief schreiben. Es war, als ob mir ein anderer die Hand führte. Aber immer, wenn ich von diesem Umstande redete, überhaupt von Veronika redete, ich meine während der Untersuchungshaft, hieß es, das interessiere nicht, gehöre überhaupt nicht zur Sache. Seltsam genug, daß, wenn man über Schuld oder Unschuld eines Angeklagten befinden will, das wesentliche Bewegende oder Entlastende nicht ins Bereich der Untersuchung gezogen wird.

„Was gehen uns Ihre Briefe an?" hieß es. „Schreiben Sie Briefe, soviel Sie wollen, wir kümmern uns nicht darum, außer wenn sie in bezug auf das begangene Verbrechen belastendes oder entlastendes Material enthalten."

Mein Brief an Herrn Harlan war hochtrabend und großspurig.

Wie war es möglich, wie konnte der Brief eines im Grunde so furchtsamen, so bescheidenen, ja nüchternen Menschen wie ich, der einen finnigen Teint hatte, hinkte, durch Mangel an Nahrung in seiner Jugend dürftig entwickelt und seiner eigenen Überzeugung nach abstoßend häßlich war, dermaßen frech und hochfahrend ausfallen?

Es konnte in meiner Natur sozusagen kein Stein auf dem andern geblieben sein.

„Ich werde noch heute schamrot," gestand ich meinem Schwiegerpapa, „wenn ich an diesen unbegreiflichen Brief denke."

Ich erklärte ja doch darin, daß ich die Verlobung, um wieviel weniger die Heirat Veronikas mit einem andern als mir auf keinen Fall zugeben könne.

Darauf sagte mein Schwiegerpapa: „Warum sollte dir nicht der Brief von einem schlechten Dämon in die Hand diktiert worden sein, dem daran lag, dir etwas am Zeuge zu flicken?"

Ich habe zu sagen vergessen, daß mein Schwiegervater, lange Jahre, bevor wir uns kannten, ein tätiger Spiritist gewesen ist und während der Zeit auf okkultem Wege mit seiner verstorbenen Frau und vielen anderen Geistern in Verbindung stand. Als wir uns kennenlernten, hatte er die Praxis des Tischrückens und überhaupt den ausübenden Spiritismus bereits aufgegeben. Marie neigte wenig dazu, und er selber hatte jene leidenschaftliche Neugier nach jenseitigen Dingen mit zunehmendem Alter eingebüßt. Er besitzt indessen ein Werk, „Manuskripte von Geisterhand", durch ihn selber in vierzig schöne Bände gebunden, das in der Welt noch einzig ist und vielleicht dereinst als Fundgrube unerhörter

Offenbarungen aus der vierten Dimension allgemeine Bedeutung gewinnen wird.

Ich selber halte mich fern davon.

*

Wen sollte es wundern, wenn ich auf meinen hirnverbrannten Brief keine Antwort erhielt? Man weiß ja, es laufen Briefe von Verrückten bei reichen Leuten nicht selten ein. Man kümmert sich weiter nicht darum. Sie werden in den Papierkorb geworfen.

Damals war ich indessen weit entfernt davon, mir diesen natürlichen Sachverhalt einzugestehen.

Wird man es glauben? Mein Selbstbewußtsein hatte einen ungeheuren Aufschwung erfahren, seitdem ich an den reichen Eisenhändler geschrieben hatte. Das kühne und entschlossene Schreiben an diesen Patrizier gab mir rückwirkend ein Gefühl gesellschaftlicher Ebenbürtigkeit. Ich trug den Nacken weit höher als bisher und schwamm in einem betäubenden Dünkel. Ich dachte bei mir, wenn ich durch die Straßen ging und die Passanten an mir vorbeiströmten: Ihr werdet es hoffentlich nicht verkennen, daß ich ein sehr ernstes Wort an Herrn Kommerzienrat Harlan geschrieben und welches Hühnchen ich mit ihm zu pflücken habe. Meinetwegen, er antwortet

nicht. Gerade daraus kann man ersehen, welche Wirkung mein Schreiben geübt. Was sollte wohl jemand antworten, der, wie Herr Harlan, eben durchaus im Unrecht ist?

Ich sagte mir ganz im nüchternen Ernst, wie mir schien, das Schweigen des großen Eisenhändlers sei ein gutes Zeichen für mich. Die Antwort auf einen Brief wie den meinen müßte von allen Seiten bedacht werden. Die Abwicklung mit dem bisherigen Bräutigam könne nur langsam vor sich gehen, und man werde wohl schließlich auch wegen meiner Person Umfrage halten. Dermaßen aber war ich eingeschlossen in den narkotischen Dunst meines Größenwahns — man hatte mir übrigens gesagt, daß auch der Dichter Byron einen Klumpfuß gehabt habe! — daß ich nicht daran zweifelte, man werde mich der Familie Harlan als den aufgehenden Stern am Dichterhimmel schildern.

*

Eines Tages, während des Wartens, packte mich wieder das, was mein Schwiegervater einen schlechten Dämon genannt hatte. Ich hatte eben wieder den Briefträger vergebens nach dem erwarteten Briefe gefragt, als ich schnurstracks nach Hause lief, um mich mit einer Sorgfalt

umzukleiden und herzurichten, die ich heute unbedenklich als lächerlich bezeichnen muß. Auch was dabei herauskam, war lächerlich. Ich hätte das unschwer können an den Gesichtern ablesen, die mich mit ironischem Staunen verfolgten. Aber ich war weit entfernt davon. Ich erblickte zwar mittels des peripherischen Sehens vielerlei, aber mein geistiges Auge war starr und fest nur auf ein einziges Ziel gerichtet.

Ich nahm eine Droschke und gab dem Kutscher eine bestimmte — man wird es ahnen welche — Adresse auf.

Alles ging im Handumdrehen, wie ich es eigentlich nicht zu hoffen gewagt hatte. Ich hatte mir auf meiner Visitenkarte den Doktortitel angemaßt. Der Diener, dem ich die Karte gab, verschwand mit ihr in den inneren Gemächern. Er kam zurück, und ich wurde in einen blauen Salon geführt. Ich hatte ein wenig zu warten, es war gegen elf Uhr früh, bis die schöne Frau Harlan in den Salon rauschte. Sie stutzte sogleich, als ob sie jemand anders erwartet habe, und erklärte, sich auf der Stelle fassend, daß dies in der Tat der Fall gewesen sei. Sie habe einen Doktor von Trotha, einen jungen Assessor und Freund ihres Bruders, erwartet.

Sie sagte alsdann: „Worum handelt es sich? Sie wollen vermutlich meinen Mann sprechen."

Ich antwortete ihr mit einem Anflug von Zaghaftigkeit: das möchte vielleicht noch nicht nötig sein.

Frau Harlan blickte mich prüfend an. Sie merkte vielleicht, daß ich meine Fassung nur mühsam bewahrte. Ich fühlte, konnte es aber nicht hindern, daß Zuckungen meine Lippen umspielten, ein harter Druck meinen Schlund befiel und mir das Wasser heiß in die Augen drang.

„Mit was kann man Ihnen dienen, Herr Doktor?" sagte sie daraufhin.

Plötzlich aber besann sie sich, und als ob sie nun den Grund meines Kommens erraten habe, rief sie: „Richtig, richtig, nehmen Sie Platz! Ich hätte beinahe vergessen, daß wir die Hauslehrerstelle für unsere Veronika ausgeschrieben haben. Ich gehe gewiß nicht fehl, wenn ich annehme, Ihr Besuch hänge damit zusammen."

Mir fielen meine pädagogischen Neigungen und meine Studien ein.

Ich gab zur Antwort: „Nein, gnädige Frau, die Zeiten, in denen ich eine simple Hauslehrerstelle angenommen hätte, sind für immer vorbei."

Ich selbst war einigermaßen bestürzt, als mir diese seltsame Antwort entglitten war. Ich fühlte Schwindel wie jemand, der über einen Abgrund gesprungen ist, aber nach dem tollkühnen Sprung

jenseits noch nicht festen Fuß fassen konnte. Auch sonst befriedigte mich meine Antwort nicht. Hätte ich doch das Wort „simpel“ nicht eingeflochten.

„Finden Sie eine Hauslehrerstelle bei einem jungen, begabten Kinde als etwas so Geringfügiges?“ gab Frau Harlan denn auch mit befremdeter Miene zurück.

Da raffte ich mich energisch zusammen und sagte, wie ich gewiß eine solche Stellung gern annehmen würde, wenn ich nicht in einer andern, weit wichtigeren und weit ernsteren Angelegenheit mir erlaubt hätte zu erscheinen.

Ich war nun an der äußersten Spitze des Felsenvorsprunges angelangt, von dem aus nur noch der Sprung ins Bodenlose getan werden konnte.

*

Ich bin heute nüchtern und kerngesund. Um so mehr muß ich mir sagen, daß jener Mensch, der damals im Hause des Eisenhändlers persönlich um die Hand seiner Tochter warb, krank gewesen ist. Ist es mir doch unmöglich, mich heute in mein Verhalten von damals auch nur hineinzudenken. Es gibt Wachstumskrisen, Pubertätskrisen, die sozusagen eine unumgängliche, gleichsam gesunde Krankheit sind. Eine solche soge-

nannte Kinderkrankheit, eine solche Staupe mag es am Ende gewesen sein.

Ich fühlte damals, auch als ich der schönen Frau Harlan gegenüberstand, ich würde nicht so handeln, wie ich handelte, wäre mir nicht eine gewisse Hemmungsgewalt über gewisse Kräfte meines Innern abhanden gekommen.

*

Mein Betragen war das eines Hochstaplers, wenn es nicht das eines Irrenhäuslers gewesen wäre.

Ich komme zu dem, was mir aus meiner Ansprache und aus meinem Verhalten überhaupt in jener Stunde der Unzurechnungsfähigkeit im Hause des Eisenhändlers im Gedächtnis haften geblieben ist.

„Gnädige Frau," sagte ich, „es würde mir eine ganz besondere Ehre sein, den Lehrer Ihrer Tochter abzugeben, wenn mich nicht mein Schicksal und die Hand Gottes auf weit höhere Ziele und besonders ein höheres Ziel gewiesen hätten. Mein Vater war Stabsoffizier" — die grüne Steuerkontrolleursuniform meines Vaters brachte mich auf diesen Gedanken! — „meine Erziehung war die sorgfältigste. Von früh an habe ich deutliche Hinweise aller Art erfahren, die mich auf

einen kommenden großen Beruf hinwiesen. Ich möchte nicht renommistisch erscheinen, aber ich darf Ihnen doch der Wahrheit gemäß mitteilen: Noch in diesem Herbst wird ein Drama von mir, ‚Konradin von Hohenstaufen', im hiesigen Stadttheater aufgeführt. Ein großer Gelehrter, den ich nicht nennen will, und der die größte Bibliothek in Breslau besitzt" — ich dachte an meinen jetzigen Schwiegervater, den jetzigen Buchbindermeister! — „hat dieses Werk als wohl das größte seit Friedrich Schiller bezeichnet. Ich bin gut situiert, gnädige Frau. Wie könnte ich sonst diesen Schritt auch gewagt haben? Meine Vermögensobjekte sind in sicheren Papieren angelegt. Auch bin ich Teilhaber eines gut eingeführten Kommissionsgeschäfts, freilich nur nominell, da meine idealen Neigungen und Fähigkeiten mich für das eigentliche Geschäftsleben untauglich machen. Gnädige Frau, als Genie stehe ich freilich am Beginn einer langen Dornenbahn. Aber ich hoffe, meiner Gaben würdig zu sein und das gottgewollte Martyrium des großen Dichters und Denkers" — setzte ich in Eile noch hinzu — „bis zu Ende zu leiden. Ich bin auf den Spott, die Verkennung, ja, die Blindheit meiner Mitmenschen gefaßt, ist doch ein weit Höherer als ich vor dem Gange nach Golgatha nicht zurückgeschreckt. Erlauben Sie mir, meine gnädige

Frau, mich demgemäß als den Verfasser jenes Briefes zu präsentieren, den Ihr Herr Gemahl ohne Zweifel vor ungefähr vierzehn Tagen erhalten haben wird. Der Briefschreiber sagt, er habe ein älteres, habe ein höheres Recht auf die Hand Ihrer Tochter als irgendwer, und verbindet damit seine ernstliche Werbung. Seien Sie gewiß, gnädige Frau, daß es mir heiligster Ernst um diese Sache ist."

*

Ich weiß nicht, wo ich alle diese gedrechselten Phrasen aufgelesen haben mochte. Sie gingen mir von den Lippen wie Öl und ohne die allergeringste Schwierigkeit.

Ich wurde schon allein durch den bloßen Anblick der Mutter meines Idols über den wirklichen Boden der wirklichen Dinge emporgehoben.

Es war ja im übrigen ein Akt unbegreiflicher Urteilslosigkeit, mich in ein derartiges grobes Lügennetz zu verwickeln, das von jedermann, außer von mir, so leicht zu zerreißen war. Gegenüber lag das Büro, in dem ich als armer Hungerleider für meine Mutter und meine Geschwister gearbeitet hatte. Ein Gang auf das Polizeibüro war hinreichend, auf das Genaueste meine

Herkunft und meine sonstigen Umstände fest-
zustellen. Aber in dem gehobenen Zustand, in dem ich war, bei der Angst, die mich trieb, bei dem Glanz, der mich lockte, war mir der Gedanke an eine Entlarvung so fern als einem Menschen mit dem besten Gewissen.

*

Aufmerksam hatte Frau Harlan mich angehört. Es kam mir vor, als ob sie sich mehrmals flüchtig, wie Hilfe suchend, umblickte. Als ich nach meiner Meinung alles gesagt hatte und abwartend schwieg, erhob sie sich, ging nach der Wand und schien den Knopf einer Klingel drücken zu wollen. Sie sagte dabei: „Ihr Antrag, mein Herr, ist sehr ehrenvoll.“ Dann fügte sie ungefähr hinzu, ihre Tochter sei allerdings noch ein völliges Kind und zu jung, um zu heiraten. Aber, komme Zeit, komme Rat, sie wolle für heut' weder ja noch nein sagen.

Während solcher und ähnlicher Reden trat ein Diener und bald darauf Herr Harlan selber ein.

Harlan war schlank, sorgfältig, ja, elegant gekleidet und trug Korallenberlocken an der goldenen Uhrkette. Ich nahm mir sogleich vor, mir dergleichen Berlocken auch anzuschaffen. Ich tat es dann auch, aber man hat mir ja, ohne daß

ich alledem nachweine, den ganzen damaligen Aufwand als der Tante geraubtes Gut abgenommen. Herr Harlan trat ein und wurde von seiner Frau, wie ich deutlich bemerkte, mit Augenzwinkern in den Gegenstand unserer Besprechung eingeweiht.

*

Ehe ich vor dem Torweg des Harlanschen Hauses wieder in meine dort wartende Droschke stieg, konnte ich mir nicht versagen, stehen zu bleiben und meine Augen, langsam meine Glacéhandschuhe zuknöpfend, über den Ring schweifen zu lassen. Mein Selbstbewußtsein, besser meine Selbsttäuschung, meine Torheit waren auf ihrer höchsten Höhe angelangt. Nach meinen Begriffen hatte ich einen märchenhaften Erfolg davongetragen. Heut' weiß ich freilich, warum Herr Harlan sich so stellte und stellen mußte, wie er tat, als ob er vollkommen auf meinen Antrag einginge. Er hielt mich einfach für das, was ich war. Und weil es gefährlich ist, einen Irrenhäusler zu reizen, tut man am besten, man gibt ihm keinen Anlaß zum Widerspruch.

Es waren auf mein beharrliches Drängen, ehe ich ging, noch folgende Fragen erörtert worden: ob ich Veronika sehen und sprechen, ob ich ihr

schreiben dürfe, und bis zu welchem Termin man die Heirat verschieben wolle. „Ich schlage vor," sagte Harlan wie obenhin, „wir lassen ein Vierteljahr verstreichen, ehe Sie meine Tochter sprechen. Daß Sie vorläufig mit ihr korrespondieren, würde ich für unnötig halten. Nach Verlauf eines Vierteljahres können wir dann sehen, ob Ihre Neigung, Herr Doktor, dauernd gewesen ist. Zwei Jahre", schloß er, „müssen wir aber unbedingt noch meiner kleinen Veronika für ihre Entwicklung Zeit lassen, bevor sie unter die Haube kommt."

*

Heute glaube ich, meine Werbung ist in dem Harlanschen Hause damals als ein willkommener Spaß aufgefaßt und gründlich und herzlich belacht worden.

Für mich war sie freilich mehr als ein Spaß.

Ich wollte vor Stolz und Dünkel zerbersten, als ich mich noch immer nicht entschließen konnte, in die geschlossene Droschke einzusteigen. Ich blickte an den Fenstern des Harlanschen Hauses hinauf, um womöglich noch einen Blick der Geliebten einzufangen. Einem Kollegen vom Rathaus, der mich bemerkte und grüßte, dankte ich nicht. Ich sah meinen jetzigen Schwiegervater, den

ehrwürdigen Weißbart, von Marie geführt — er brauchte seiner schlechten Augen wegen die Stütze — auf dem Bürgersteig sich annähern. Die lieben Menschen entdeckten mich. Marie wurde über und über rot vor Glück, und der von ihr unterrichtete Alte winkte mir sogleich vergnügt mit dem Taschentuch. Aber jetzt mich mit ihnen gemein zu machen, kam mir durchaus unter meiner Würde vor, und so sprang ich fluchtartig in die Droschke.

„Fahren Sie mich zum Restaurant von Hansen", befahl ich dem Kutscher.

*

Es sind einige Tage vergangen, während deren ich nicht an diesen meinen Erinnerungen geschrieben habe. Nun, die Sache hat keine Eile. Das Wetter war gut, und ich konnte schöne Wege, Wanderungen, sage ich besser, nach Erdmannsdorf, durch den alten Park von Buchwald und nach der Stadt, dem schönen Schmiedeberg, hinübertun. Die Meinen besorgen den Laden, die kleine Wirtschaft beinahe allein und gönnen mir alle erdenkliche Muße. Als einem alten Büromenschen kosten mich die Buchführung und die Korrespondenz unseres kleinen Betriebes wenig Mühe und Zeit. Ich erledige das im Umblicken.

Ich wollte absichtlich ein paar Tage pausieren und nachdenken, eigentlich mehr mich ablenken, bevor ich daran gehe, mir von der folgenreichen Geschichte meiner Beziehung zu Melitta Rechenschaft zu geben.

Die Kleine saß mit ihrer Mutter, der sogenannten Baronin, am Nebentisch in eben jenem vornehmen Restaurant, das ich dem Kutscher, bevor ich seine Droschke bestieg, wohl hauptsächlich, um den Passanten zu imponieren, genannt hatte.

Eigentlich war ich erstaunt und mußte mich einigermaßen zurechtfinden, als der Wagen nun wirklich vor den Spiegelscheiben des Hansenschen Restaurants stillestand.

Plötzlich war ich, ich wußte nicht wie, in dies Dorado aller Feinschmecker hineingeraten.

Ich glaube zwar, daß ich mich in den ersten Augenblicken leidlich betrug; aber ich hatte Mühe, den Blicken der Gäste ohne Verwirrung standzuhalten. Links vom Eingang des langen Lokals saßen Avantageure und Offiziere des Breslauer Leib-Kürassierregiments. Schöne Menschen, hohe schlanke Gestalten, reiche, vornehme Jungens, jeder einem alten Adelsgeschlechte angehörend. Sie hatten, so schien es, die Gnade gehabt, sich in dieses Lokal selbst nur herabzulassen. Die übrigen Tische zeigten Gesichter von Männern

meist reifen Alters, die unbedingt Respekt einflößen mußten. Sicherlich trugen manche von ihnen, Ärzte, Professoren, Stadträte, die klangvollsten Namen der Stadt. Jemand wurde, ich hörte es deutlich, Durchlaucht genannt. Irgendwie dachte ich auch an Polizei und Gerichtspräsidenten bei manchen Blicken, deren Kreuzfeuer ich aushalten mußte. Nein, mein Eintritt in dieses Lokal war kein beneidenswerter Augenblick, und ich möchte ihn nicht wieder durchmachen.

Er hätte mich sollen zur Vernunft bringen.

Es wandelte mich tatsächlich in Gegenwart aller dieser Standespersonen eine Art Besinnung an. Als mir jedoch mit ausgesuchter Höflichkeit ein Tisch für mich allein angewiesen worden war und ich daran Platz genommen hatte, fand ich mich von dem Gedanken beruhigt, genügend Geld in der Tasche zu haben, um meine Zeche bezahlen zu können, und es niemandem in diesem Kreise, sondern höchstens meiner Tante, schuldig zu sein. Und übrigens war ich ein freier Mensch, nicht mehr der abhängige Magistratsschreiber.

Ganz gewiß blieb es trotzdem seltsam, wie ein kleiner, verachteter Hungerleider, ohne daß er hinausgewiesen wurde, Tisch an Tisch mit den höchsten Spitzen der Stadt, der Provinz, ja, des Staates wie gleich und gleich tafeln durfte.

War es nun, um mir Mut zu machen oder um mich hier von vornherein in das rechte Licht zu setzen, oder in meinem trügerischen Triumphgefühl — kurz, ich bestellte sogleich Champagner.

Gewiß, der Luxus der vornehmen Welt schließt ausgesuchte Genüsse aus. Es ist im Grunde nicht zu verwundern, wenn jemand, der sie kennenlernt und dann wieder missen soll, um ihretwillen zum Verbrecher wird. Dies war wohl bei Wigottschinski der Fall. Zügellose Genußsucht hat diesen in seiner Art begabten, ja vielfach bestechenden Menschen zugrunde gerichtet. Diese Gefahr ist bei mir überwunden.

*

Ich kam durch die kräftige Suppe, den köstlichen Fisch, den duftigen Braten, das Geflügel, die Mehlspeise und nicht zuletzt durch den überaus herrlich mundenden Wein in eine sehr befriedigte Stimmung. Das künstliche Licht, das in jenem Lokal außer hinter der Spiegelscheibe des einzigen Fensters auch am Tag immer brennen muß, erhöhte seine Behaglichkeit. Dazu kommt der verschleiernde Dämmer der Rauchwolken, der die einzelnen Gäste bis zu einem gewissen Grade isoliert. Mir war, als ich eine halbe Stunde gesessen hatte, als sei ich in eine geheime

Gesellschaft aufgenommen, in der jeder dem andern das Beste gönnte.

*

Melitta saß, ich sagte es schon, mit ihrer Mutter am Nebentisch. Das Mädchen hatte ein kleines Schoßhündchen, das eine Schelle am Halse trug. Wenn Melitta das Schoßhündchen auf die Erde ließ, dann reichte die Leine gerade so weit, daß es seine feinen Vorderfüßchen an meinen linken Oberschenkel stützen konnte. Natürlich war ich freundlich zu ihm.

Die Baronin bedankte sich mehrmals mit einem leisen Lächeln für diese Freundlichkeit. Einmal wies sie Melitta in einem liebenswürdig schmollenden Tone zurecht, weil der Herr — das war ich — durch ihr Hündchen fortwährend belästigt würde.

Da sah sich Melitta nach mir um.

Bei dem Anblick ihres Gesichtes muß wohl, für die Baronin sichtbar, eine Art Schreck durch meine Mienen gegangen sein. Ich sah, wie sie gleichsam fragend die Augenbrauen nach oben zog.

Und ich war tatsächlich erschrocken, weil Melitta auf eine für meine Begriffe überraschende Weise Veronika ähnlich sah.

Von diesem Augenblick setzte eine wunderbare Verwirrung bei mir ein, in der ich auf mystische, sagen wir lieber auf krankhafte Weise die Bilder der beiden Mädchen vereinigte.

Zwar, sagte ich mir, ist dieses Mädchen nicht wirklich Veronika, aber Veronika gibt mir ein Zeichen durch sie, setzt sich durch sie mit uns in Verbindung.

*

Melitta schien so alt wie Veronika. Ich wußte später allerdings, daß sie wesentlich älter war, konnte mich aber trotzdem nie recht davon überzeugen. Ob es nun an der Kleidung lag, oder ob sie im Wachstum zurückgeblieben war, sie hatte für mich etwas durchaus Kindliches. Sie trug Veronikas offenes blondes, in langen, herrlichen Wellen fallendes Haar. Ihr Auge war braun, ihr feines Näschen war ganz vorn an der Spitze ein ganz klein wenig gebogen. Und wie sich diese Spitze bewegte, wenn sie, ich möchte sagen, mit einem Säuglingsmunde sprach, das war von besonderem Reiz für mich.

Man konnte beobachten, daß sie am Tische der Leibkürassiere Gegenstand des Gesprächs war. Aber wie auch die Blicke der Herren den Tisch der Baronin bestrichen, die Kleine schien

unempfindlich zu sein, und man sah genau, daß sie keinen erwiderte.

Dagegen zeigte sie seltsamerweise Interesse für mich.

*

Diese Tatsache überraschte mich einerseits, wurde aber sogleich von mir mit meiner neuen fixen Idee in Verbindung gebracht, wodurch sie mir andererseits nicht weiter merkwürdig schien. Mein Wahnsinn, der mir eine übernatürliche Verkettung vorspiegelte, stempelte das auffällige Betragen des Kindes gegen mich zu etwas, das durchaus in Ordnung war. Und nur dadurch, nämlich durch meine mysteriöse Auffassung von der Sache, gewann ich den Mut, darauf einzugehen.

Um es sogleich vorweg zu nehmen: Melitta hatte eine wirkliche Neigung für mich. Ich habe dafür eine Menge Beweise. Wieso das mir gegenüber möglich war, der ich niemals vor meiner großen Krise auf eine solche Erfahrung wirklich zu rechnen gewagt hatte, steht dahin. Wohl hatte ich meine schlichte, ja, nüchterne Freundschaftsbeziehung zu Marie, die aber damals weder von ihrer, noch von meiner Seite mit Liebesleidenschaft zu verwechseln war.

Bis zu einer solchen Leidenschaft hat sich nun wohl auch die Neigung Melittas zu mir nicht gesteigert. Doch konnte es für dieses Mädchen nichts geben, woran die Liebe, und zwar eine sehr reale Liebe, nicht teilhatte.

*

Ich will gewisse Züge zusammentragen, die ich durch Überlegung gefunden habe, durch welche die Neigung Melittas zu mir doch einigermaßen verständlich wird.

Sie war das sonderbarste Exemplar der Gattung Weib, das es wohl überhaupt in der Welt geben kann: äußerlich ein kindischer Backfisch, innerlich von unbeugsamer, männlicher Selbständigkeit. Diese Selbständigkeit war im Denken wie im Handeln die gleiche. Alle Versuche, sie zu brechen — von ihrer Mutter waren solche oft genug unternommen worden — führten immer nur zu dem gleichen Mißerfolg.

Nie werde sie sich, erklärte sie, das Recht auf Liebe verkümmern lassen. Sie sagte ihrer Mutter mit großer Ruhe und Festigkeit ins Gesicht, daß sie sich in dieser Beziehung absolut nichts zu versagen gedenke. Wenn ein Mann ihr gefiele und sich die Gelegenheit irgend herbeiführen ließe, so nehme sie ihn. Es fiele ihr gar nicht ein,

womöglich aus der Welt zu gehen, ohne das Beste, was es gäbe, und zwar ganz gründlich, genossen zu haben. Wolle sie jemand daran hindern, so möge er sich in acht nehmen. Wer das tue, der sei ihr Feind. Es sei natürlich, Feinde zu hassen. Sie sei aber eines tödlichen Hasses fähig gegen denjenigen Menschen, der sie um das höchste Gut des Lebens bringen, das heißt nichts anderes als umbringen wolle.

Daß Melitta solche Ansichten nicht nur mit der Zunge vertrat, davon wußte die Mutter ein Lied zu singen.

Wie ich aus meinen Verhören, den Besuchen der Anwälte, der Ärzte und des Geistlichen im Gefängnis und aus meiner stillen Lektüre in der Zelle weiß, gibt es den Begriff der Perversität. Melitta hatte perverse Neigungen. So sagte sie oft: lieber würde sie sterben, als sich mit einem dieser puppigen und geschniegelten Leibkürassier-offiziere einlassen. Hier setzten ihr Widerwille, ihre völlige Abneigung ein, wogegen ein alter, häßlicher, wohl auch unsauberer Kerl ihr einen starken Eindruck machen konnte. Wie die Baronin mir erzählte, war sie einem gichtgeplagten alten Kabarettschauspieler lange Zeit ergeben gewesen.

*

Nun, einerlei, ich begriff selbst durch meinen narkotischen Nebel hindurch, wes Geistes Kindern ich hier in die Arme gelaufen war. Und nachdem sich über den Hund hinweg zwanglos ein Gespräch entwickelt hatte, nahm ich es mir in der Stille heraus, zugleich mit meiner die Rechnung der Damen zu begleichen.

Ich weiß nicht, wie dieser Umstand von ihnen in Erfahrung gebracht worden war, sie erhoben sich jedenfalls bald darauf, um mit einem bedeutsamen, vielsagenden Lächeln und Neigen des Kopfes gegen mich stillschweigend das Lokal zu verlassen.

Unnütz zu sagen, daß ich nach zwei Minuten ebenfalls auf der Straße an ihrer Seite war.

*

Man kann sich denken, wie verwickelt meine Umstände sich gestaltet hatten, als ich in weniger als vierundzwanzig Stunden, Melitta ließ mir kaum so viel Zeit, in ein festes Verhältnis zu ihr getreten war. Das süße und höchst verderbte Geschöpf war in den Künsten der Liebe meine erste Lehrmeisterin. Ich empfing durch sie binnen kürzester Frist alle Weihen des Alkovens. Ich ward ihr Tag und Nacht auf jede erdenkliche

Weise tributpflichtig. Da die Tante das Kapital ausdrücklich in meine und nicht in Wigottschinskis Hände gelegt hatte, gab ich ihm zwar reichlich davon, behielt aber den Löwenanteil für mich. Dieser schmolz in rasender Eile.

Da ich mein Verhältnis zu Melitta Wigottschinski und meiner Schwester nicht preisgeben wollte, die aber doch merken mußten, daß eine Entfremdung zwischen uns eingetreten war, so blieb ich auch hier gezwungen, zur Lüge zu greifen. Es war vielleicht gut, daß der Spürsinn Wigottschinskis mir bald auf die Schliche kam und somit mich in dieser Beziehung entlastete. Er sah es als selbstverständlich an, daß ich nun auch in Sachen der Liebe aus den Kinderschuhen herausgetreten und zum Handeln übergegangen war.

*

Als ich meine Schwester in jenem Nachtlokale wiederfand, war ihr Betragen gegen früher gehalten feiner, ja damenhaft geworden. Wigottschinski erst machte sie wirklich zur Dirne.

Wäre ich von meiner Beziehung zu Melitta nicht so in Anspruch genommen worden, ich hätte vielleicht verhindern können, daß Wigottschinski meine Schwester so vollständig mit sich ins

Verderben riß. Alleingelassen mit ihr, hatte der Schurke in diesem Betrachte leichtes Spiel. In den ersten Wochen ahnte ich nicht, welche dunklen unterirdischen Wege er mit ihr zu gehen pflegte. Als ich in der schwärzesten Nacht meines Lebens plötzlich erkannte, wie tief sie gesunken war, kam mich, wie ich mich deutlich erinnere, ein Grauen an. Es wollte mir nicht in den Kopf, daß es mir hatte entgehen können, in welche furchtbare Schule sie durch diesen Halunken inzwischen genommen worden war. Was war aus meiner zwar leichtsinnigen und allzu lebenshungrigen, aber im Grunde stets braven, offenherzig-willenskräftigen Schwester geworden?

Er hat sie durch alle Gossen und Pfützen mit sich geschleift, durch jeden Kehrichthaufen und Abfallwinkel hindurchgezogen. Er hat sie in seine Kreise, die Kreise der dunkelsten aller Ehrenmänner, eingeführt und dort heimisch gemacht. Er hat ihre Gunst verkauft oder beim Kümmelblättchen als Einsatz benutzt. Und wo sich die Arme dawider empörte, brachen Faustschläge ihren Widerstand. Schließlich hatte sie alle Kraft zur Empörung verloren, da die Gewalt des Lasters ihre Unterjochung beendet hatte. Sie konnte den Fuseldunst, den Apachentaumel, die viehischen Genüsse der Lasterhöhlen nicht mehr entbehren.

Ich darf nicht vorgreifen und nicht abschweifen. Jener Tag, an dem ich meinen wahnwitzigen Heiratsantrag im Harlanschen Hause gemacht, hernach im Hansenschen Restaurant diniert und Champagner getrunken hatte, schließlich von der Baronin und ihrer Tochter mit nach Hause genommen worden war (in deren Armen ich dann am folgenden Morgen erwachte), jener Tag, sage ich, hatte mich von dem Boden meines früheren Lebens nicht nur völlig losgerissen, sondern auch die Stimme der Vernunft in mir endgültig zum Schweigen gebracht.

*

Ich habe soeben mein Manuskript durchblättert und finde, es sei an der Zeit, wieder einmal von meiner armen, braven Mutter zu sprechen.

Ich bewohnte noch immer mein altes Zimmerchen, das heißt, ich benutzte es noch als Schlafstelle. Allerdings in jeder Beziehung recht unregelmäßig, da ich meist erst gegen Morgen nach Hause kam und wöchentlich einige Nächte ganz in der Wohnung der Baronin zubrachte.

Meine Mutter hatte noch immer das durch meine frühere exemplarische Lebensweise begründete

Respektsverhältnis zu mir. Sie sah oder wollte noch immer in mir den guten Sohn sehen, den Fels, auf den man getrost das sichere Asyl des Alters errichten konnte.

Von Veronika Harlan wußte sie nichts, von Melitta ebensowenig, da sie mit niemandem verkehrte, kaum jemals vor die Hausschwelle trat und nur etwa einmal die allernotwendigsten Gänge zum Bäcker, zum Schlächter oder in den nahen Kramladen tat. Marie, meine jetzige Frau, besuchte sie hie und da. Aber weder Marie, noch ihr Vater wußten damals mehr als die Mutter von mir.

Meine Mutter hatte zudem etwas Lichtscheues. Es kam nicht vor, daß sie andere Leute aufsuchte, oder wenn es Marie oder etwa der Flurnachbarin gelang, sie in ihrem Verstecke zu beunruhigen — daß sie dann, sage ich, ihr eingezogenes Wesen verleugnete. Hätte es schließlich Leute gegeben, die von allem gewußt hätten, was ich tat, und hätten sie es ihr mitgeteilt, sie würde es nicht geglaubt, ja, sich höchstwahrscheinlich schon den Versuch einer solchen Eröffnung verbeten haben.

Die Wandlung, die sie an mir bemerkte, und die sie sich nicht erklären konnte, faßte sie, ich bin dessen gewiß, als Krankheit auf. Darum fiel es ihr niemals ein, mir moralische Vorhaltungen zu

machen. Es fehlte ihr mir gegenüber scheinbar überhaupt das Organ dafür. Sie sah mich nur immer bekümmert an, und ich mied diesen Blick nach Möglichkeit, da er das einzige war, was mich bei meinen ekstatischen Künsten — sozusagen auf dem Turmseil! — unsicher machte.

Meine Mutter ist tot. Der Gram hat sie unter die Erde gebracht. Ich bin dessen gewiß, obgleich der Arzt mir tröstend sagte, sie habe ihr Leben bis zu der möglichen Grenze gelebt. Ihre Organe seien verbraucht, das hätte die Untersuchung ergeben. Aber was habe ich da gesagt von der Rolle des Grams als Totengräber? Nicht der Gram, noch die verbrauchten Organe, sondern Faustschläge gegen ihr Herz, unbarmherzig und roh durch das Schicksal geführt, haben ihren Tod verursacht.

Übrigens kam ich in die alte Wohnung stets nur wie in ein moderduftiges Grab zurück. Ich könnte sie ebenso einen Sarg nennen. Sie war der Sarg, darin ich, wie mir damals vorkam, während langer, entsetzlicher Jahre lebendig begraben war.

*

Meine Mutter, sagte ich, hielt mich für krank. Nach ihrem Tode hat man mir ins Gefängnis einen Brief überbracht, der sich in der Schublade

ihres Nähtischchens vorgefunden hatte. Er war sehr lang und an mich gerichtet. Es ging aus diesem Schreiben hervor, sie hielt mich eine Zeitlang für geisteskrank, hoffte jedoch, daß ich eines Tages gesund und ganz als der Alte erwachen würde. Etwas Ähnliches hatte sie vor Jahrzehnten mit einem ihrer Brüder erlebt.

*

Die Baronin und ihre Tochter sogen mich aus. Melitta aß wenig und niemals Fleisch. Sie trank und sie rauchte nicht; sonst, sagte sie, werde das feine Empfindungsvermögen ihrer Nerven, womit für sie die höchsten Genüsse des Lebens verbunden seien, abgestumpft. Welche Enthaltsamkeit bei so viel Maßlosigkeit! Dabei war sie gut und sagte, sie liebe mich, weil ich so gut wäre.

Melitta behauptete, daß sie bald sterben würde. Sie lebt noch heute, ist aber aus Breslau verschwunden. Es heißt, nach dem Süden irgendwohin. Manche sagten, ein reicher Brasilianer sei ihr lange nachgereist und habe sich, weil sie gegen ihn spröde blieb, an der Klinke ihres Hotelzimmers aufgehängt. Richtig war: sie mochte fast jeden. Alter, Stand, sonstige Vorzüge oder Mängel machten dabei keinen Unterschied. Das

zweierlei Tuch allerdings war ihr widerlich, und wen sie wirklich nicht mochte, den mochte sie nicht, und er kam nicht zum Ziele, ob er auch flugs Millionen verschwendet hätte.

Man glaube nicht, daß ich in ihrem Besitze auf die einfache, natürliche Weise geschwelgt hätte. Der Gedanke an Veronika und ihr Bild verließen mich selbst in Melittas Armen nicht. Wir haben eng umschlungen ganze Nächte hindurch gewacht, und es ist nicht selten vorgekommen, daß ich schluchzend in weichlichen Tränen zerflossen bin, und daß ich Melitta den Grund meines Elends bekannt habe. Sie äußerte alles andere eher als Eifersucht. Sie umstrickte mich eher noch wilder und zärtlicher. „Ich liebe nicht", sagte sie, „Menschen, die glücklich sind, ich liebe nur die unglücklichen Menschen. Je mehr du leidest, je brünstiger drängt's mich, dich zu trösten. Tut es dir wohl, und lindert es deinen Schmerz," sagte sie oft, „so schließe die Augen und stelle dir vor, du hieltest die andere umschlungen."

Sie wußte nicht, welch ein Wahn mich immer in ihrer Umarmung beglückte und peinigte: daß sie nämlich irgendwie ein Gruß, ein Teil, eine mystisch Beauftragte von Veronika Harlan sei.

*

Gegen Mitte des Sommers mußten Wigottschinski und ich zu einer Beratung zusammentreten. Das Geld der Tante war vertan, und wir mußten Beschluß darüber fassen, wie wir ihr mehr entlocken wollten. Ein solcher Versuch war nicht leicht.

Wir blieben lange über die zu erpressende Summe uneinig, die wir, Wigottschinski bestand darauf, diesmal jeder genau zur Hälfte, wie er es nannte, verwalten wollten. Da ich ihn brauchte und seine Hilfe sonst zu verlieren fürchtete — er hatte mich in Bezug auf die Tante, wie ich fühlte, einigermaßen in der Hand — so mußte ich diesem Modus zustimmen. Er schlug eine doppelte, ja, eine dreifache Summe als die bereits verpraßte vor.

Ich blieb immer noch zaghaft, trotzdem ich des Geldes mehr als Wigottschinski bedurfte, da ich allerlei große und kleine Rechnungen für die Baronin und ihre Tochter beglichen hatte, ja sogar schon in Schulden geraten war. Goldschmuck, von mir für die Kleine gekauft, hatte ich unter der Hand bei Tante Schwabe, als von einem Freunde stammend, in Versatz geben müssen. Melitta nie, aber die Baronin ließ mich merken, daß ich entweder zahlungsfähig sei, und dann hätte ich das mit klingender Münze

zu beweisen, oder aber ich müßte mir einen anderen Wirkungskreis, wie sie ironisch sagte, aussuchen. Sie müsse leben, müsse für ihre Tochter sorgen, an deren Zukunft denken, und überdies — umsonst sei der Tod.

Die Fiktion, als ob es sich bei uns noch weiter um Geschäftskapitalien handele, hatten wir unter vier Augen fallen gelassen. Dies war seltsam bei meiner allgemeinen Überstiegenheit. Ich habe wohl hierin so nüchtern gesehen, weil mir das Messer an der Kehle saß. Meinem Freunde konnte ich anmerken, er habe sich früher nur so gestellt, als ob er an meinen Dichterruhm und meine Heiratsaussichten glaube. Was ich inzwischen getan und erreicht hatte, ließ mich in seinen Augen nun weniger närrisch erscheinen als abgefeimt. Er ließ mir darüber keinen Zweifel. Mir lag nichts daran, ihn in meine Mysterien einzuweihen.

Ich sprach bereits von dem sozialen Mäntelchen, das er gern umhängte. Er hatte einen gewissen Dienst bei Tante Schwabe, wenn auch in loserer Form, aufrechterhalten und ließ mich merken, wie er sich, wenn er wollte, auf diesem Wege aus der ganzen Affäre ziehen und mich in der Patsche sitzen lassen könnte. Dennoch aber: er haßte die Tante. Ich war entsetzt zu sehen, in wie unversöhnlicher Form dieser Haß, während

wir unsere neuen Pläne schmiedeten, zutage trat. Allein er hing auch ihm das soziale Mäntelchen um.

Mein Spießgeselle erklärte, er sei Anarchist, es sei ihm jegliches Mittel recht, um der bürgerlichen Gesellschaft ihren Raub abzujagen. Er habe dem Ausbeuterstaate, dem Kapitalismus, Krieg bis aufs Messer angesagt. Eigentum sei Diebstahl, behauptete er, und es sei das höchste Verdienst, eine Diebsbande zu bestehlen. Glücke ein Raub, so sei wenigstens der Gerechtigkeit im kleinen und besonderen einmal Genüge geschehen.

Weiber nun gar wie Tante Schwabe müsse man als Krebsgeschwüre am Leibe der Menschheit ansehen. Er nannte sie eine Blutsaugerin, nannte sie eine alte Hyäne, die den im sozialen Kampfe tödlich Verwundeten auflauere, die Sterbenden überfalle, um sich von ihrem Aase zu mästen. Und er nannte sie einen alten widerlichen Aasgeier, der kilometerweit nach seinem ekelhaften Gewerbe stinke und in seiner Behausung sitze wie dieser luderfressende Vogel zwischen den abgenagten Rippen eines gefallenen Rinds.

So gewaltig war Wigottschinskis Haß, so maßlos und wild seine Wut, daß ich leider bis zu einem gewissen Grade — man denke an den

Haß und die Mißachtung, die meine Mutter ihrer Schwester entgegenbrachte — in ihren Strudel hineingerissen wurde.

So wurde also der neue Gaunerstreich zwischen uns beiden auf das genaueste durchdacht und, wie man sagt, abgekartet.

*

Auch dieser Streich, um es kurz zu sagen, gelang.

Er konnte nur deshalb gelingen, weil die alte Wucherhexe, wie Mutter sie nannte, das blinde Vertrauen zu mir noch immer nicht eingebüßt hatte. Freilich waren wir auch mit einer Gerissenheit ohnegleichen zu Werke gegangen. Wigottschinskis Verhältnis zu meiner Schwester und seine zähen Pläne mit meiner Person hatten ihn veranlaßt, seine Intimität mit ihr zur Festigung ihres Vertrauens in meine Redlichkeit, meine Umsicht, meinen Geschäftsgeist zu festigen. Er hatte es auch jetzt übernommen, ganz allein durch ein klug ersonnenes Lügengewebe über meine Geschäftserfolge und durch bewundernde Lobeserhebungen über meinen Charakter sie auf den kommenden Aderlaß vorzubereiten. Es ist wirklich und wahr, daß wir nachher beim Weine über diesen gemeinen Schurkenstreich unsinnig

gelacht haben, und besonders über die Halbgott-rolle, die er mich spielen ließ, während er sich selber, um ihr noch mehr Gewicht zu geben, in jeder Weise herabsetzte, ja, fallen ließ.

Wir erhielten von Tante Schwabe ein gewisses hundertprozentiges Industriepapier, von dem ich ihr sagte, sie werde es unverändert wieder-erhalten, da ich es nur auf höchstens ein Viertel-jahr auf meiner Bank als Pfand deponieren wolle.

*

In weniger als sechs Wochen war dies neue Geld durch dieselben Kanäle wie das frühere abgeflossen, und wir wollten eben wohl oder übel darangehen, einen neuen Streich zu besprechen, als auf einmal Tante Schwabe aus ihrem Ver-trauensdusel aufwachte.

Eines Tages kam ich nach Hause und erfuhr, daß sie bei meiner Mutter gewesen war. Es hatte sich dieser Fall seit einem Jahrzehnt zum ersten Male wieder ereignet. Ich kann nicht sagen, was damals zwischen den beiden entfremdeten Schwestern vorgegangen ist. Zwar fand ich die Mutter bleich und erregt und mit zitternden Lippen vor; irgendeine Eröffnung von Belang wollte sie mir indes nicht machen. Sie richtete

nur ihren alten wehen und kummervoll fragenden Blick, vielleicht mit weniger Scheu als sonst, auf mich.

In einem zurückgelassenen Brief bat mich die Tante, zu ihr zu kommen.

Es kam nun doch eine Art Besinnung, die sich bis zur Bestürzung steigerte, über mich.

Ich hatte die letzten Wochen bereits wie unter dem Druck eines sich immer mehr verfinsternden Gewölkes gelebt. Lichte Momente zeigten mir, in wie gefährliche Klippen und Abstürze ich mich verstiegen hatte. Die Last meiner Sorgen wuchs und drückte mich. Ich schrie in den Nächten nicht selten auf und erwachte in Schweiß gebadet. Ich suchte Trost in der Religion und fühlte den Wunsch in mir aufkeimen, der Welt entsagen zu können, hinter den Mauern eines Klosters den Rest meines Lebens zu verbringen. Ich war Protestant und erwog, zum Katholizismus überzutreten, da die alte weiträumige Kirche mir noch im ehesten ein Asyl versprach. Mich überkam eine tiefe Müdigkeit. Es war eine Lebensmüdigkeit von der Art, die nichts als Ruhe und Frieden ersehnt und jegliche Auferstehung nur als eine neue Mühsal fürchtet. Ich hatte Veronika in meinem Herzen um diese Zeit bereits wie eine schöne Leiche aufgebahrt. Mein Inneres war gleichsam schwarz ausgeschlagen. Der Katafalk,

mit brennenden Kerzen, von Blumen bedeckt, stand mitten darin. Aber es schien der Raum sein Licht nicht von den Kerzen, sondern von dem überirdischen Glanze der Schönheit meiner geliebten Toten zu erhalten. Mit diesem Bilde im Innern wollte ich auslöschen, um, wie gesagt, keiner Auferstehung entgegenzugehen. Freilich gab es auch andere Stimmungen. Weniger körperlich erschöpft, durchbrach ich Lebensüberdruß mit überirdischen Hoffnungen. Ich sah mich dann in der Sphäre Veronikas, die zum Seraph geworden war, und Gott hatte es mir erlaubt, mich allein von dem Glanz ihrer Schönheit in alle Ewigkeit zu ernähren.

*

In meiner ersten Bestürzung suchte ich Wigottschinski auf. Wir überlegten, was zu tun wäre.

Man mußte zunächst herausbekommen, inwieweit die Tante von unserem Treiben unterrichtet war, oder ob sie vielleicht nur einen vagen Verdacht hatte. Deshalb waren wir einig, daß ich den sauren Gang zu Tante Schwabe unverzüglich antreten müsse. „Denn“, sagte mein sauberer Freund, indem er mich, merkbar beängstigt, zur Eile trieb, „sie ist imstande, uns ohne weiteres

im ersten Schrecken dem Staatsanwalt auszuliefern."

*

Tante Schwabe hatte mir selbst das Entree geöffnet, als das schwache Bellen der blechernen Schelle verklungen war. Sie begrüßte mich nicht und ließ mich wortlos in ihren Salon treten.

Das rote Plüschsofa knarrte, als sie sich darauf niederließ.

Nun erst sagte ich „Guten Abend" und fragte, es dämmerte bereits, ob ich die Tischlampe anzünden sollte.

Aber es kam keine Antwort darauf. Auch bat mich die Tante nicht, Platz zu nehmen.

Ein Rollwagen rumpelte über das Pflaster des Ketzerberges. Der Kanarienvogel im anstoßenden Zimmer, ein Harzer Roller, machte eine letzte Anstrengung, der untergehenden Sonne den üblichen Sangestribut darzubringen. Die Tante sprach noch immer kein Wort.

„Du hast mich rufen lassen," stotterte ich, „um was handelt es sich?"

Noch immer schien es nicht im Plan meiner Tante zu liegen, mir zu antworten, bis sie sich dann nach einiger Zeit doch schlüssig geworden war.

Worauf sie mit fester Stimme deutlich und klar diese Worte sagte: „Lorenz, du bist der gemeinste Lumpenhund, der mir in meinem bisherigen Leben vorgekommen ist.“

Mir war bei diesen überraschenden Worten zumut, als ob das Messer eines Chirurgen mich von der Halsgrube über den Nabel herunter durch alle Gedärme hindurch bis auf das Rückgrat zerteilt hätte. Niemals im Leben habe ich einen ähnlichen Schmerz gefühlt.

*

Es ist gut, eine kleine Pause zu machen, die ausgekühlte Pfeife wieder in Brand zu stecken, ans offene Fenster zu treten, den Finken und Rotkehlchen zuzuhören und mir zu sagen, wo ich bin, ehe ich weiter in meinen Bekenntnissen fortfahre. — — —

Das habe ich nun ausgiebig getan. Ich habe den Doktor begrüßt, der auf der Straße mit seinem neuen Einspänner vorüberfuhr — die Praxis geht gut, er kann es sich leisten —, ich habe die Unterhaltungen der Kinder belauscht, die Beeren und Pilze bringen, die sie unten im Laden verkaufen wollen. Und ich habe den Duft meiner Zentifolien eingeatmet, der aus dem Vorgärtchen zu mir dringt. Dabei hat sich mein

Herzschlag beruhigt. Es muß mir darauf ankommen, klar und kaltblütig in die tiefsten und gefährlichsten Schächte meines Lebens, ihre infernalischen Stollen und Irrgänge, darin tödliche Gifte in Schwaden umherstreichen, hinabzusteigen. Kann es ein größeres Wunder geben, als daß ich heute wieder das Licht eines goldenen Tages genieße?

*

Tante Schwabe also hatte, im Halblicht auf dem roten Plüschsofa sitzend und zu mir, ihrem vergötterten Neffen, aufblickend, diese Worte gesagt: „Du bist der gemeinste Lumpenhund, der mir in meinem bisherigen Leben vorgekommen ist." Und ich, wie ich eben niedergeschrieben, fühlte mich durch einen Schnitt bis aufs Rückgrat bloßgelegt.

In diesem Augenblick bekräftigte sich in mir die Einsicht, daß ich Veronikas in der Tat nicht mehr würdig war und sie als eine Tote behandeln mußte.

Immerhin schrie mein Herz in der furchtbaren Stunde nach ihr, wo meiner moralischen Persönlichkeit der Todesstreich versetzt wurde. Ich würde nämlich selig, würde mit Frohlocken gestorben sein wie nur irgendein christlicher Märtyrer, wenn

ich, zu ihren Füßen liegend, ihr hätte begreiflich machen dürfen, wie ich gleich einer Motte den Tod an ihrem Lichte gesucht und gefunden hätte.

Ich habe später einmal dem inneren Zwange nachgegeben, dem schönen Kinde, das nie auch nur zwei Worte mit mir gewechselt hatte, in einem Schreiben dies zu eröffnen. Uneröffnet kam es zurück.

Den Sturm im übrigen schildern zu wollen, der bei den Worten der Tante in mir entstand, kann mir nicht einfallen. Gewiß ist, daß ich, ehe ich meinen Lippen erlaubte, den ersten Laut meiner Antwort zu entlassen, meine Fassung wiedererlangt hatte.

Ich fühlte den ganzen Ernst meiner Lage und war entschlossen, kein Mittel unversucht zu lassen, der Entlarvung zu entgehen.

Das direkte und überaus brutale Vorgehen der Tante bot meiner Verteidigungstaktik die erste Grundlage.

*

„Erlaube, daß ich erst Licht mache", sagte ich und ging ohne Übereilung daran, es zu tun. Dann fuhr ich fort: „So, nun haben wir Licht, und nun wollen wir alles bei Lichte besprechen."

„Du weißt, ich bin kein Freund von Erregungen", sagte ich, als sie losfahren wollte. „Bin ich wirklich das, was du sagst, so kann das auch unsere Erregung nicht ändern. Übrigens bin ich durstig," so hatte ich die Frechheit zu schließen, „da ich dich, wie du weißt, nicht gern warten lasse, wenn du rufst, und deshalb ziemlich gelaufen bin. Vielleicht könntest du mir eine Flasche Bier geben."

Sie fing wieder an: „Lorenz, du bist der größte Lump ..."

„Gib dir durchaus keine weitere Mühe," unterbrach ich sie, „denn ich bin gegen alles abgestumpft, was keine vernünftige Grundlage hat, und wenn du etwa so fortfahren willst, wundere dich nicht, wenn ich nach dem Hut greife. Es wird sich gewiß eine Stunde finden, wo du besser bei Laune bist."

Sie keuchte hervor: „Ihr habt mich betrogen, gib Rechenschaft." Sie weinte. Sie konnte nicht mehr hervorbringen.

Ich sagte gelassen: „Wer hat dich betrogen? Wer sind die Ihr?"

Natürlich sind mir die Einzelheiten der Unterhaltung nicht mehr erinnerlich. Am Ende war jedenfalls außer Zweifel, daß die Tante, wahrscheinlich durch ihren Kriminalkommissar, über unser Treiben so ziemlich Bescheid wußte.

Es war mir gelungen, wie mir wenigstens vorkam, ihr eine Art Geschäftsverbindung zwischen der Baronin und mir glaubhaft zu machen, weil diese als Agentin sehr gut zu verwenden sei. Die Beziehung zu ihrer Tochter wurde geleugnet und geradezu als gemeine Verleumdung erklärt. Wigottschinskis Verhältnis zu meiner Schwester ebenfalls, da es die Tante ganz besonders in Wut versetzte. Dabei ließ ich sie merken, oder tat wenigstens so, daß ich ihre Beziehung zu Wigottschinski nicht billige. Schon daß ich von einer solchen wußte, brachte sie in Verlegenheit. Es war nur in seinem Sinn gehandelt, wenn ich das Vertrauen der Tante zu mir zu stärken suchte, indem ich Bedenklichkeiten über Wigottschinskis Charakter äußerte. Ich ging weiter und sagte, man könne ihn keinesfalls als Kompagnon der neuen Firma eintragen lassen. So viel sei mir, sagte ich, durch Herumhören klar geworden, daß die anständige Kaufmannswelt ihn unbedingt ablehnen würde. Manchmal schien es, als ob durch solche Winkelzüge die Tante sich doch wieder umstimmen, zu einem erneuten Vertrauen, ja zur Abbitte bringen lassen würde. Ich erhielt nach einiger Zeit mein Bier, ja ich mußte an ihrem Abendbrot teilnehmen. Immer aber spürte ich doch: der Friede war trügerisch.

Die Rede, bei der sie blieb, war etwa die folgende: „Ich habe vielleicht einen zu starken Ausdruck gebraucht, indem ich dich einen Lumpen nannte. Mag sein, daß ich durch Klatsch und Verleumdung hinter das Licht geführt worden bin, und daß die Geschäfte, die ihr treibt, Gewinn versprechen. Heute ist Mittwoch. Bis zum Sonnabend habt ihr Zeit. Entweder Melanie erscheint am Sonnabend mittags um zwölf Uhr in deiner Begleitung mit allen Geschäftsbüchern, oder du kannst damit rechnen, daß du am Abend desselben Tages mit deinen Helfershelfern hinter eisernen Gardinen sitzt. Auch die Baronin mag sich in acht nehmen."

*

Bis zum Tagesgrauen wurde von Wigottschinski, meiner Schwester und mir im sogenannten Büro bei Wein und Zigarren Kriegsrat gehalten. Wie immer gegen halb zehn hörten wir aus dem Innern des Theaters die blinden Schüsse des großen indianischen Überfalls. Noch immer wurde der große Schlager „Die Reise um die Welt in achtzig Tagen" gegeben. Der Boden war für uns ziemlich heiß, und wir wären gern nach der Neuen Welt oder sonst wohin ausgelaufen.

Unsere Lage war ziemlich hoffnungslos. Nicht darum, weil wir keine Geschäftsbücher hatten. Wir glaubten nicht, daß die Tante uns deshalb sogleich den Gerichten ausliefern würde. Erstlich wollte Wigottschinski noch einen seiner Versöhnungsversuche machen, und dann hatte auch die Tante aus Gründen höchst ungern mit den Gerichten zu tun. Unsere Lage war darum hoffnungslos, weil wir andere Schulden gemacht hatten und unbedingt neues Geld brauchten, ohne Aussicht, auch nur noch einen roten Heller aus Tante Schwabe herauszuquetschen.

Wigottschinski schien diese Sachlage nicht unerwartet zu treffen; ich dagegen wußte lange nicht aus noch ein. Ich dachte daran, mich aufzuknüpfen, aber ich konnte den Gedanken nicht einmal denken, in meine abgeworfene Haut zurückzukriechen. Lieber tot als einen so jämmerlichen Sturz vor Melitta und ihrer Mutter eingestehen. Und überhaupt: Ich konnte sterben und damit von Melitta gerissen werden. Lebend aber mich von ihr loszureißen, war ich unfähig. Nein, wenn alle Stricke rissen, so würde ich vielleicht durch einen Sprung in die Oder ein Ende machen. Wigottschinski, wie gesagt, schien mit der vorhandenen Krise gerechnet zu haben und nun seinem Ziele näher zu sein. Er bedachte die Tante mit den allerunflätigsten

Ausdrücken, die alles übertrafen, was sein Haß sonst jemals in dieser Beziehung geleistet hatte, und scheute kein Mittel, mich in die gleiche Wut gegen sie hineinzuhetzen. Ich hatte ihm wortgetreu den Satz berichtet, den die Tante zu meiner Begrüßung gebraucht hatte, und dieser Satz in der Tat, durch den ich als der gemeinste Lumpenhund gebrandmarkt wurde, war wohl geeignet, den Wunsch nach Vergeltung in mir zu wecken und, richtig verwertet, ein wildes Rachegefühl in meinem zerrütteten Geiste auflodern zu machen.

*

Ich sah Melitta, ich sah meine Mutter am folgenden Tage nicht; denn meine Schwester, Wigottschinski und ich trennten uns nicht voneinander. Ohne daß es gesagt wurde, fühlte ich, daß etwas ganz Neues, Furchtbares zwischen uns war, wodurch wir auf eine nie gekannte Art und Weise zusammengeschweißt wurden. Mir schien es ganz natürlich, daß wir in einem entlegenen Kellerlokal frühstückten, in einem lichtscheuen Winkel, der an einen anrüchigen, verfallenen Hof grenzte, unser Mittagsmahl einnahmen, daß wir dabei Nordhäuser Korn tranken und am Abend noch immer Korn tranken, daß

wir die folgende Nacht durchwachten oder höchstens ein wenig schliefen, angezogen, die Arme auf dem Kaschemmentisch, die Stirn auf dem Handrücken ruhend.

Bei dem, was ich bis jetzt in diesen beiden Nächten und dem verflossenen Tage gesehen und getan hatte, war ich in der Hauptsache willenlos. Wir schwammen gleichsam auf einem unaufhaltsam fließenden Strom. Wigottschinski steuerte unser Boot. Wohin er es steuerte, welches Ziel er der Fahrt gesetzt hatte, davon wehte mich wohl eine Ahnung an, ähnlich, wie wenn jemandem, der an einem alten Gemäuer vorübergeht, aus einem Kellerloch der kalte Eisen- und Moderduft eines unterirdischen Foltergewölbes die Seele erschauern macht.

Dem Steuermann ins Ruder zu greifen, fehlte mir alle Kraft. Ebenso dazu, aus dem Boote hinauszuspringen. In den Fluten erwartete mich entweder der Tod, oder ich wurde am Ende trotz meines Fluchtversuches lebendig im Kielwasser des Bootes doch noch an sein gefürchtetes Ziel geführt.

Die späteren Aussagen Wigottschinskis bestritten entschieden meine Passivität. Ich hätte mich vielfach wild gebärdet und zuweilen durch wütendes Auf-den-Tisch-Schlagen seine Bedenken und sein Gewissen übertäubt. Ich habe das vor

dem Richter geleugnet. Wenn ich es aber dennoch getan habe, so nahm mir der ungewohnte und maßlose Schnapsgenuß wahrscheinlich jede Erinnerung. Ich habe unzählige Male seither versucht, mir jene furchtbaren Nächte, die dem Verbrechen vorausgingen, ins Gedächtnis zurückzurufen, und wirklich mag es wohl sein, daß ich zuweilen den geschilderten Eindruck gemacht habe. Es dämmert mir dies und das davon. In diesem Falle aber habe ich mich laut gebärdet, um meine innere Schwäche, meinen Mangel an Willen zur Tat zu bemänteln. Vielleicht habe ich das Verbrechen, ohne es zu wollen, gewollt und in meiner Erbärmlichkeit gemeint, ich könne reine Hände bewahren, wenn ich Wigottschinskis Plänen den Lauf lasse.

Es kam zu diesen Nächten noch der folgende Tag. In der Nacht von Freitag zu Sonnabend wollte man an die Ausführung gehen. In diesen drei Nächten sind meine Haare, ohne jede Übertreibung gesagt, grau geworden.

Schon am Abend vor der Tat, die ohne mich vonstatten ging, war ich völlig apathisch. Ich hatte allerlei männliche und auch weibliche Gaunertypen kennengelernt und mich mit einer Art Selbstvernichtungswut in den Strudel der Lasterorgien hineingestürzt. Es geschahen da Dinge, an denen sogar meine Schwester beteiligt

war, wie sie viehischer und satanischer nicht zu denken sind, und deren Erinnerung noch brennende Schandflecken in die Seele ätzt. Unauslöschliche, stinkende Schandflecken.

Als ich am Abend vor der Tat mich von Wigottschinski verabschiedete, nachdem Ort und Stunde, wo er zu seiner Sicherheit den Raub an mich weitergeben wollte, verabredet war, hoffte ich, die unerträgliche Spannung in meinem Hirn werde nun bald in Wahnsinn ausarten. Und als ich statt dessen später in einer Gefängniszelle zur Besinnung kam, war auch dies eine Wohltat für mich.

*

Die Tante sollte bestohlen werden. Der Massematten war mit einem geübten Schränker, einem Gaunerfreunde Wigottschinskis, alsdann mit diesem, meiner Schwester und mit mir ausgekocht worden. Ich gebrauche diese Gaunerausdrücke, weil sie mir in jenen furchtbaren Nächten geläufig geworden sind. Man hatte mich sogar durch einen grotesken Tanz und Übergießen mit Kornschnaps in die Zunft aufgenommen. Nach Ansicht der Fachleute konnte der Massematten ohne Schwierigkeiten gehandelt werden. Es kam nur darauf an, daß man nicht gerade das ausgesuchteste Pech hatte.

Selbstverständlich war nicht die Rede davon, der Bestohlenen selbst, wie man sagt, auch nur ein Härchen zu krümmen.

*

Alles verlief denn auch genau nach dem aufgestellten Programm. Es wurde nur leider in einem einzigen Punkt überschritten, der allerdings Wigottschinski den Hals kostete.

Wigottschinski besuchte die Tante auf Grund seiner alten, etwas abgekühlten Beziehungen, denen er jedoch, falls es ihm ernstlich daran lag, die alte Wärme zu geben verstand. Er brachte der Tante gute Nachrichten. Es erwarte sie, sagte er ihr, mit meinem und meiner Schwester Besuch am morgigen Tag eine große Befriedigung.

Die Tante behielt ihn, wie zu erwarten war, zum Abendbrot, man trank etwas Wein, und so kam es auch weiter programmäßig, nämlich daß sie den Schurken über Nacht bei sich behielt. Dieser hatte ihr vor dem Zubettegehen mit dem letzten Glas Wein ein Schlafmittel eingeflößt, und es war bei seiner Vertrauensstellung in ihrer Nähe, auch falls sie erwacht wäre, ein leichtes für ihn, ihre Aufmerksamkeit zu fesseln und von den Vorgängen in dem anstoßenden kleinen Pfandleihstübchen abzulenken. Es gehörte zu der

allgemeinen Entartung im Wesen Wigottschinskis, daß seine sinnlichen Triebe, wenn sein Vorteil dabei in Frage kam, vor keinem Objekte zurückschreckten.

Von zwölf Uhr nachts an mußte meine Schwester bei dem herrschenden regnerischen Wetter auf der Kupferschmiedestraße unten Schmiere stehn. Es waren, worin sie schon viel Fertigkeit besaß, gewisse Zinken, das heißt Zeichen, für den herannahenden Schränker verabredet worden. Auch verstand sie vorzüglich, wie ihre lichtscheuen Kollegen sagten, den Vertuß und das Meistern: das sind die Künste, womit man eine etwa drohende Störung und den Störer vom Ort der Tat abzulenken und hinwegzulocken weiß. Ich bin überzeugt, denn alles war so sinnreich und mit so viel Vorsichtsmaßregeln ausgesonnen, das Gewebe des Planes stammte von langer Hand.

Bald nach zwölf öffnete Wigottschinski ein Fenster und warf, als der Wächter auf seiner Runde vorüber war, meiner Schwester, sobald sie aus dem Schatten eines gewissen Torwegs trat, den sorgfältig in Papier gewickelten Hausschlüssel auf das Pflaster hinunter. Melanie hob den Schlüssel auf und ging, langsam zunächst, schneller, als sie in ein Seitengäßchen eingebogen war, einen bestimmten langen, labyrinthischen

Weg, bis an eine verabredete Stelle, wo sie dem Schränker den Schlüssel einhändigte. Er begab sich nun auf den Weg zum Hause der Tante, wohin sie ihm folgte, aber in einer so weiten Entfernung, daß sie ihn gerade noch im Auge behielt. Sie trat in dem Augenblick auf die Kupferschmiedestraße, als der Gauner im Hause der Tante verschwand.

*

Ich habe mich oft gefragt, warum Wigottschinski seinen ohne Zweifel langgehegten Plan nicht ohne mich ausführen wollte. Er wußte über die Gewohnheiten meiner Tante besser als ich Bescheid. Es war ihm genau bekannt, wo sie ihr bares Geld, gewisse Wertpapiere und ihren Schmuck verwahrte, auch wo sie die Schlüssel zu allen diesen besonderen Behältern verbarg. Er hatte die Wohnung der Tante im Laufe mehrerer Jahre zum Objekt eines genauen Studiums gemacht und wußte darin besser als ihre Inhaberin Bescheid. Und wenn er mit der Mechanik des feuersicheren Arnheims nicht zu Rande kam, so konnte ich ihm hierbei gewiß nicht helfen, um so weniger, als die Tante irgend jemand an diese stählerne Festung nicht herankommen ließ. Um den Schränker also und andere

Helfershelfer der Gaunergilde kam er auch nicht herum.

Nun also: wozu brauchte er mich, dem er doch einen erheblichen Teil des Raubes, wenn alles gut ging, abgeben mußte? Ich vermute zunächst, um sich selber den Rücken zu stärken, da er doch wohl im Gaunerberuf erst Anfänger war. Aus der Redlichkeit und Solidität, die er in mir verkörpert sah, machte er sich die feste Stütze, den Pfahl, der notwendig war, um die Schlinggewächse seiner verbrecherischen Gedanken daran emporzuranken. Willkommen war ihm außerdem meine mit Narrheit verbundene Treuherzigkeit. Einen solchen Narren wie mich, richtig benützt, konnte man möglicherweise vorschieben und sich durch ihn die Kastanien aus dem Feuer holen lassen. Es war dann am Ende auch nicht schwer, ihn um diese wiederum zu betrügen, ohne daß man sich dabei auch nur den kleinen Finger verbrannt hätte. Mochte er dann immerhin, mit Brandwunden überdeckt, zugrunde gehen. Aber wer kann in das feine und verwickelte Getriebe einer Seele wahrhaft aufhellend hineinleuchten? Es gibt ja oft ganz untätige Menschen, die nur in Gemeinschaft mit einem andern ihre Tatkraft zu entfalten fähig sind. Und wer weiß, vielleicht hatte Wigottschinski ganz einfach nur Sympathie für mich.

*

Es sollte der Raub vom Schränker, da Wigottschinski die Wohnung nicht verlassen wollte, zum Teil meiner Schmiere stehenden Schwester übergeben werden, zum anderen Teil einem gewissen Vertrauensmann, der noch in derselben Nacht damit die Reise nach Dresden antreten sollte. Meine Schwester dagegen wurde auf dem Freiburger Bahnhof von einer sogenannten Offizierswitwe ererwartet, die mit ihrem Söhnchen reiste und den in Händen meiner Schwester befindlichen Teil des Raubes unauffällig in Empfang nehmen und nach Berlin bringen sollte. Es war Ort und Datum des sogenannten Intippel, will heißen Teilung der Beute, in einer kleinen Stadt festgesetzt, auf dessen Einhaltung ohne jede Gefahr der Veruntreuung man sich, nach Wigottschinskis Versicherung, bei der Ehrlichkeit der Gauner unter sich, verlassen konnte.

Wigottschinski traute sich zu, an der Seite der Alten morgens erwachend, der Entdeckung des Einbruchs beizuwohnen, den Entsetzten, den Überraschten zu heucheln, die Tante zu trösten, ihr Hoffnung auf Wiedererlangung des verlorenen Gutes zu machen, die Polizei zu verständigen, die ersten Schritte zur Entdeckung der Diebe zu tun. Ich bin überzeugt, daß seine Frechheit seinem Vorsatz gewachsen war.

*

Es sind in jener Nacht durch Einbruch bei der Pfandleiherin Helene Schwabe bares Geld und sonstige Wertobjekte im Betrage von mindestens hundertzwanzigtausend Mark entwendet worden. Man hat von diesem Raube etwa wohl einen goldenen Ring, eine ebensolche Uhr mit Monogramm, im ganzen aber nur wenig wiedergesehen. Dieser Erfolg indessen, der weder Wigottschinski noch mir zugute kam, konnte nur gerade mit knapper Not erreicht werden.

An der Türe des alten Hauses, dessen zweiten Stock die Pfandleiherin bewohnte, war ein Klingelzug, durch den man sie auch nachts herausklingeln konnte. Es lag bei ihr, ob sie den geldbedürftigen Nachtschwärmer sowohl für vertrauenerweckend als für einen genügend fetten Bissen hielt, um ihm die Haustür aufzuschließen. Einen solchen Nachtschwärmer hatte meine Schwester glücklich abgefangen und durch ihre Reize und weibliche Künste aller Art in eine dunkle Gasse gelockt.

Während sie noch mit dem Menschen zu tun hatte, wobei sie die Kontrolle der Tür nicht mehr ausüben konnte, war die Klingel durch einen Depeschenboten gerissen worden, der eine Adresse suchte, weil er ein Telegramm nicht anbringen konnte. Wigottschinski war sogleich unten an der Tür, und bald darauf lief der Bote bereits wiederum

diensteifrig längs der Häuser davon. Aber die Tante, die Wigottschinski schlafend verlassen hatte, schlief nicht mehr, sondern war erwacht, und er fand sie im Kampfe mit dem Einbrecher.

*

Als ich gestern in meinen Aufzeichnungen bis zu dem eben notierten, höchst kritischen Augenblick gekommen war, blickte mir meine gute Frau über die Schulter. Sie stellte sich so, als ob sie schmolle, weil ich, in mein Zimmer verschlossen, in meine Arbeit allzusehr vertieft, sie vernachlässige. Sie hatte mir Stock und Hut gebracht, drückte mir jenen in die Hand, diesen ohne alle Umstände auf den Kopf und bestimmte mit einem lächelnden Ernst, ich hätte sie auf einem Gange nach Schmiedeberg zu begleiten.

„Mit hunderttausend Freuden", sagte ich.

Und später, als wir still durch die Felder dahinschritten: „Warum hast du mich eigentlich von meiner Arbeit fortgeholt?"

Sie gab zur Antwort: „Es kam mir vor, als ob ich das tun müßte."

„War dir nur so ums Herz?" sagte ich, „oder hattest du sonst noch eine Veranlassung?"

„Es war mir nur so ums Herz," lautete der Bescheid, „und ich hörte dich außerdem so unermüd-

lich und ruhelos hin und her gehen.“ Sie fügte hinzu: „Du siehst nun schon wieder ganz anders aus.“

„Habe ich schlecht ausgesehen, Marie?“ fragte ich.

„Du hast jetzt eine bessere Gesichtsfarbe“, sagte sie.

Ich versuchte zu lächeln, indem ich sagte: „Ich bin mit meiner Erzählung nun zu einem ihrer packendsten Augenblicke vorgedrungen.“

Lerchen jubilierten um uns. Wir hörten den Kuckuck, obgleich schon ein Drittel des Monats Juli hinter uns lag.

„Solltest du nicht am Ende“, begann sie nach längerem Stillschweigen, brach ab und fing nach einem Weilchen wiederum an: „Solltest du nicht am Ende jetzt eine längere Pause in deiner Arbeit eintreten lassen?“

Warum sagte sie das? Weder sie, noch der Alte kannte eine Zeile davon. Sie wußten nur ganz im allgemeinen, in welche Stoffwelt ich mich verwickelt hatte.

Ich sagte leichthin: „An der packendsten Stelle abbrechen?“

Sie schwieg und drückte nur sanft meinen Arm.

„Soll man nicht das Eisen schmieden, solange es heiß ist?“ sagte ich. Und setzte hinzu: „Ich kann jetzt nicht abbrechen. Im Gegenteil, damit

ich auch wirklich und möglichst schnell weiterkomme, Marie, mußt du mir behilflich sein."

„Sieh mal den wundervollen Trauermantel", sagte sie, auf den dunklen Schmetterling hinweisend, der mit gespreizten Schwingen ruhig auf einer gelben Blume ausgebreitet lag.

Ich wiederholte: „Du mußt mir forthelfen." Ich fügte hinzu: „Du mußt mir über gewisse schwierige Stellen hinweghelfen."

„Du weißt, ich verstehe von solchen Sachen nichts, und du treibst nur ein bißchen Spaß mit mir", sagte sie.

„Du und nichts verstehen von solchen Sachen, Marie?" gab ich zur Antwort, indem ich ihren Arm fest an mich preßte. „Hast du nicht schon ganz andere Kräfte bewiesen, ganz andere Kräfte in der Wirklichkeit an mir erprobt? Hast du mich nicht auf deinen Armen wie ein weiblicher Heiliger Christophorus — nicht durch Wasser, sondern — durch einen breiten Strom von Höllenfeuer hindurchgetragen?

Es konnte nicht anders sein, Marie, als daß du mir, während ich den letzten Satz meines heutigen Pensums schrieb, über die Schulter blicktest. Du warst eben in einer solchen strahlenden Reinheit und Größe vor mir aufgestiegen, so gegenwärtig und so schön, daß ich erschrak. Ich hatte deinen Astralleib gleichsam zitiert, und

du konntest nicht anders, als ihm willenlos nachfolgen."

„Astralleib" war ein Begriff, der Marien durch ihren Vater geläufig war.

Sie sagte nichts weiter als: „Nicht doch, nicht!" wobei ihr, wie ich wohl merkte, ebenso wie mir die Träne ins Auge drang.

„Du mußt mir helfen, Marie", sagte ich. „Du mußt jetzt besonders immer ganz nahe bei mir sein und mich stützen und halten, ähnlich wie damals, wenn ich auch nur in Gedanken den Höllenstrom nochmals durchquere."

„Wie kann ich das tun?" fragte sie.

„Sei nur so gut, Marie," sagte ich, „immer, wenn ich dich darum bitte, mir hilfreich zu sein und Fragen, auch wenn sie das Schlimmste berühren, auch wenn sie dir Pein bereiten, zu beantworten. Dadurch wird deine Gestalt in meinem Erinnerungsgewebe den ihr gebührenden Raum erhalten. Sie wird zugleich mein jetziger Schutzgeist, der Schutzgeist meiner Erinnerungen, und die liebesmächtige, heilige Retterin aus den Schrecken, Angsten und Wirrnissen meiner schwärzesten Tage sein."

*

Wie konntest du nur", war meine erste Frage an Marie, „bereits um sieben Uhr früh am

Morgen nach Tante Schwabes Ermordung in Mutters Wohnung sein, ja, an meinem Bette stehen, um mir auf eine Weise, welche die Allbarmherzigkeit selbst in eigener Person nicht übertreffen könnte, die furchtbare Nachricht anzuvertrauen? Es ist eine ähnliche Aufgabe, nur immerhin etwas leichter, als du sie schon gelöst hast, Marie."

*

Ich habe erreicht, was ich durch das gestrige Gespräch mit Marie erreichen wollte. Schon als sie mir über die Schulter sah, fühlte ich eine plötzliche Sicherheit und gesunden Mut, mich in meiner begonnenen Unternehmung vorwärts zu wagen. Eine dumpfe Bangigkeit hatte sich meiner bemächtigt, als sie kam und die peinlichen Klammern jener furchtbaren Schicksalsstunden löste, die ich durchlebt hatte; sie hatten sich mit der Beschwörung jener Zeit mehr und mehr wieder um meine Seele gelegt.

Man weiß es längst, ich habe es zu verschiedenen Malen im vorhinein erwähnt, daß Tante Schwabe ermordet wurde. Auch ich habe nicht verschwiegen, daß sie mich noch manchmal im Traume besucht. Solche Träume sind dann mit einem unangenehmen Alpdruck verbunden. Gott

sei Dank aber, ein wirklicher Engel Gottes — das ist meine Frau — weckt mich jedesmal auf.

Ich habe mich gestern von diesem starken geflügelten Boten des Himmels vom äußersten Rande eines Höllenabgrunds auf die andere Seite desselben Abgrunds tragen und auf einem begrünten Hügel absetzen lassen. Von diesem aus blicke ich nun in die kochende Tiefe, in die brodelnde Schlammflut des überwundenen Hindernisses hinunter.

Der Engel aber in ungebrochener Kraft und Macht steht neben mir.

Wir kehrten gestern heim bei Sonnenuntergang. Da war sie einige Zeit wie in überirdisches Licht getaucht, meine Marie. Und da hab' ich in meinem Innern zu ihr gebetet. Zu diesem Seraph gebetet! Zu dem göttlichen Liebeswunder gebetet, das in ihr verkörpert ist.

Und ich bete in Gedanken zu der, die, wie aus der Erde gewachsen, am Morgen nach der Mordnacht in der Wohnung meiner Mutter vor meinem Bette stand.

*

Soll ich die wüsten Brände schildern? Es versuchen, von der Feuersbrunst, die in den Träumen dieser Nacht mein Hirn durchtobte, jemandem

einen Begriff zu geben? Gott möge jeden davor bewahren, durch Erfahrung dahin zu gelangen, sich diesen Begriff bilden zu können. Es war ja nur von einem Diebstahl die Rede gewesen. Allein die Seele ließ sich nicht täuschen, sie witterte Blut. Sie war wie ein edles Roß, das in dem Duft, den der Wind von einem Schlachthaus herüberweht, sich entsetzt und schaudert.

Ich sagte schon, daß ich bald nach der Einlieferung ins Gefängnis in die Krankenabteilung gebracht werden mußte. Ich hatte bereits hohes Fieber, als Marie Starke vor meinem Bett stand, und dieses war naß, buchstäblich zum Auswinden.

Übrigens litt ich seit Wochen an Nachtschweißen.

Warum sollte ich dieses nicht niederschreiben, da es sich hier ja nicht um ein Buch, in Maroquinleder gebunden und mit Goldschrift versehen, für den elfenbeineingelegten Schreibtisch einer parfümierten Dame handeln kann?

Es handelt sich hier um die furchtbarsten Dinge.

Seltsamerweise wurde ich durch Mitschuld zum Verbrecher in einer Zeit, wo Veronika Harlan bereits als schöne Tote auf dem Katafalk meiner Seele lag.

Nun, ich will mich ein wenig sammeln.

*

Ich hätte alles andere eher vermutet, als gerade an diesem Morgen durch Marie Starke geweckt zu werden. Ich hatte die Buchbindersleutchen zuletzt gesehen, und davon ist früher gesprochen worden, als ich nach meiner Werbung im Harlanschen Hause in die Droschke stieg. Ich schämte mich damals dieser Bekanntschaft.

Ich schämte mich ihrer, solange mein Großmannsdünkel nicht in heimlichen Nöten, Sorgen, Ängsten und der steigenden Schlammflut des Verbrechens ertrunken war. Dann aber dachte ich des braven Starke und seiner Tochter nicht, weil ich meine Marter nicht nutzlos steigern wollte. Es konnte mir dabei ja doch nur wie einem gescheiterten Seefahrer zumute sein, der sich erinnerte, irgendwann einmal eine grüne sonnenbeschienene friedliche Insel betreten zu haben.

Im Buche Jesus Sirach, seinem vierten Kapitel, steht ein Vers, darin der siebenundzwanzigste: „Scheue dich vor deinem Nächsten nicht bei seinem Falle." Gibt es viele Menschen, die heute noch diesen Weisheitsspruch in seinem ganzen Werte ermessen können? Wie dem auch sei: ihn zu erkennen, bedeutet viel, ihm nachzuleben, ist höchstes Menschentum.

So viel und nicht weniger bedeutet das, was Marie und ihr Vater an mir getan haben.

*

Sie erklärte mir gestern: „Du fuhrst aus dem Schlaf und starrtest mich an. In diesem Augenblick wußte ich alles."

Man stelle sich diesen Umstand vor, wenn man Mariens entschlossene und goldene Seele würdigen will.

Sie wußte alles, wußte, daß ich an dem Raubmord, dem die Schwester meiner Mutter zum Opfer gefallen war, und wovon die Nachricht in Extrablättern soeben verbreitet wurde, beteiligt war. Sie konnte nicht überblicken, inwieweit. Und doch sagte sie, während die brüllenden Ausrufer unten auf der Straße vorbeiliefen, indem sie rot wurde und mich scheu ein wenig streichelte: „Lorenz, du hast Schweres durchgemacht und wirst Schweres durchmachen. Aber spare dich auf für mich! Ich warte auf dich."

Will jemand zu ergründen versuchen, welchen Klang diese Worte, an diesem Morgen von Marie gesprochen, für mich gehabt haben?

*

Sie ging zwischen Mutter und mir hin und her und verließ uns nicht einen Augenblick. Ihr ist es zu danken, daß Mutter erst acht Tage später und nur durch sie, in abgeschwächter Form, von der Sache erfuhr. Sie sagte ihr stets: niemand zweifle, ich sei ganz unschuldig. Sie selber zweifelte seltsamerweise in ihrer Art ebenfalls nicht daran. Ihr Wahlspruch hätte etwa „unschuldig-schuldig" gelautet.

Gegen zehn Uhr kam Starke herauf. „Mut", sagte er, als wir allein für uns waren. Für mich war es ein Wunder, wie diese beiden Menschen so plötzlich an meiner Seite standen, als ich mich für von Gott und der Welt verlassen hielt, und stillschweigend über alles Bescheid wußten.

Ich weinte abwechselnd mit dem Vater und mit Marien, weil entweder sie oder er die Mutter beschäftigen mußte.

Es wurde gar nicht an Flucht gedacht.

Stillschweigend wurde von uns dreien vorausgesetzt, daß der bittere Kelch der Buße und der irdischen Strafen bis zum Grunde geleert werden mußte.

Ich würde nicht auf meine Verhaftung gewartet, sondern mich selbst den Gerichten gestellt haben, wenn mich nicht ein gewisses Ehrgefühl meinen Komplizen gegenüber daran verhindert

hätte. Ich wollte vor ihnen nicht so erscheinen, als ob ich etwa durch Scheinheiligkeit bessere Bedingungen für mich herausholen wollte. Auch würde ich, wenn ich mich freiwillig stellte, den Verdacht der Angeberei auf mich gelenkt haben.

Ich wollte andere schonen, so gut es ging, rücksichtslos nur gegen mich selber sein.

Es war mir lieb, daß ich Fieber hatte, daß ich hustete und Schüttelfröste über mich hingingen. Trotz solcher Erscheinungen hatte ich ein Gefühl, als ob die Krisis meiner schweren Krankheit nun überstanden sei und ich der Heilung entgegenginge.

Dem Zuchthaus konnte ich nicht entgehen. Ich hatte indes die ganze Nacht in der Wohnung meiner Mutter zugebracht, was unbedingt zu beweisen war, und so kam direkte Mitschuld am Mord bei mir nicht in Frage.

Mir war an diesem Morgen und in Gesellschaft der Starkes zu Sinn, als ob ich eine sehr lange, gefährliche Reise gemacht hätte und eben wiederum meine vier Pfähle erreicht hätte.

Meine Verhaftung erwartete ich mit Ungeduld. Ich sah in allem, was kommen würde, gleichsam das große Läuterungsbad, durch das ich mich vor dem Staub, von den eingeatmeten Giftstoffen der Reise reinigen könne, das meine

Wunden heilen, meine entschwundenen Kräfte wiederherstellen werde.

*

Das ist geschehen, aber ich hatte mir die kommende Kur viel zu leicht, den Heilungsprozeß viel weniger schleppend gedacht.

Merkwürdigerweise war ich auf einmal wieder im Besitz meiner früheren nüchternen Urteilskraft. Meine Vermutung sagte mir, daß bis zu meiner Verhaftung kaum Stunden vergehen würden. Ich dachte dabei an den ihr befreundeten Kriminalkommissar, der die Tante von meinem Treiben unterrichtet hatte. Um Mutter den Vorgang der Verhaftung womöglich zu verbergen, wurde Starke an das Straßenfensterchen des vorderen Zimmers als Beobachter aufgestellt, um mich sogleich von irgend verdächtigen Erscheinungen zu benachrichtigen.

Er kam denn auch nach einiger Zeit mit der Meldung ins Zimmer, daß eine geschlossene Droschke, vier oder fünf Häuser weiter, soeben gehalten habe, und daß ihr drei Herren in Zivil entstiegen seien. So nahte sich also der erwartete und doch so furchtbare Augenblick.

Ich war schon lange mit dem Hute in der Hand, den Paletot überm Arm, ruhelos auf und ab

geschritten. Nun lag ich plötzlich abwechselnd Marien und dem alten Buchbindermeister im Arm, und ich hätte nicht anders von meiner wirklichen Frau und meinem wirklichen Vater Abschied nehmen können. Hier war meine Frau, und dies war mein Vater. Kein Zweifel, es hatte uns die Stunde der tiefsten Not für immer aneinander geschweißt.

Die Herren traten unten im engen Hausflur auf mich zu, bis wohin ich ihnen entgegengegangen war. Einer von ihnen war der Freund meiner Tante, der die Aufgabe hatte, meine Persönlichkeit festzustellen. Es tat kaum not. Ich lieferte mich mit den Worten: „Bitte, meine Herren, hier bin ich!" aus und kam unauffällig und eilig zur Droschke.

Ich sehnte mich nach der einsamen Zelle.

„Sind Sie krank?" fragte einer der Herren.

Ich sagte: „Ich weiß nicht", und seltsamerweise: „Ich glaube es nicht."

„Sie werden sich hoffentlich nicht zu einem aussichtslosen Fluchtversuch verleiten lassen", sagte der Herr, der neben mir saß.

Worauf ich: „Sie haben vergessen, daß ich hinke" erwiderte.

„Ja, er hat ein zu kurzes Bein", bestätigte ihm der Freund der Tante.

Wir fuhren an der Wohnung Melittas und ihrer Mutter vorbei. Sie war gelüftet, und die

Baronin mit einem grünen Gießkännchen begoß am geöffneten Fenster die kleine Orangerie.

Ade, ade, dachte ich, und meine Kehle zog sich zusammen, mein Körper war eine einzige peinvolle Bitterkeit. Die Droschke rumpelte auf den Ring, und als ich aufblickte, sah ich die Staupsäule. Etwas wie ein rosiger, geisterhafter Dunst bewegte sich um sie herum. War es der Schatten einer Verstorbenen? Danach enthüllte sich mir der steinerne Schandpfahl in seiner wahren Furchtbarkeit. Ich selbst fühlte mich an die Ringe gekettet und im Beisein der ganzen Stadt blutig gepeitscht. Im Harlanschen Hause gegenüber lag der Hausherr, lag die Familie, lagen die Angestellten in den Fenstern. Und mir war, abgesehen von mir, als ob dieses alles eigentlich nicht das Schlimme sei, sondern die gräßliche und grausame Fratze, die mich anstierte, und von der mir jemand ins Ohr sagte, während ich mein Herz zu Stein werden fühlte, daß sie das wahre Gesicht der Menschheit sei.

Als ich wiederum aufblickte, denn meist hielt ich den Blick auf unsere acht eng aneinandergerückten Knie gerichtet, erkannte ich einen Kollegen und Pultgenossen vom Magistratsbüro, der sich zum Dienst ins Rathaus begab. Er war viele Jahre mein Pultnachbar gewesen, eine heitere, zufriedene Natur, und man konnte ihm

das auch jetzt anmerken, als er wie Johann, der muntere Seifensieder, gestikulierend einen Kollegen begrüßte, ehe er mit ihm im Rathausportal verschwand.

Warum gehe ich nun eigentlich nicht mehr aufs Rathaus und bin mit diesen Leuten zufrieden und glücklich? dachte ich. Und war es nicht herrlich, wenn es sich einmal so fügte und wir unter den mächtigen Kellergewölben des Rathauses in der Frühstückspause heiße Würstchen aßen und Bier tranken?

Nun, da war ja ein bekannter Torweg und, darum herumgebaut, richtig! das alte, stadtbekannte Emmo Harlansche Haus. Ich habe doch recht lange an dem Gedanken festgehalten, ging mir durch den Kopf, daß der Eisenhändler mir auf meine Werbung hin doch einmal irgendwelchen Bescheid geben müsse. Mir trat vor die Seele, wie ich dem Wagen der kleinen Veronika nachgelaufen und von den Hausbediensteten auf die Straße transportiert wurde, wie ich dann ein zweites Mal, von einer Art Siegertaumel benebelt, die Brust von blödem Dünkel geschwellt, aus der Durchfahrt heraus auf den Ring getreten war. Wie kam ich am Ende zu alledem? Und was war wohl alles vorhergegangen, warum ich schließlich dahin gekommen bin, mit diesen drei fremden Herren in einer Droschke zu fahren?

Plötzlich zog ich mein Taschentuch und winkte, ehe es die Kriminalbeamten verhindern konnten, während meine ganze Brust sich mit heißen Tränen zu füllen schien, zum Fenster hinaus gegen die blinkenden Scheibenreihen des Harlanschen Hauses. Natürlich dachten die Kriminalisten, die meinen Arm sogleich zurückrissen, daß ich auf diese Weise meinen Komplizen einen sogenannten Zinken, das heißt ein Zeichen, gegeben habe.

Eine Zeitlang war ich geistesabwesend und glaubte auf einer Reise zu sein. Um mich war eine vollkommen fremde Stadt.

Als ich erwachte, war meine Umgebung mir auf eine beklemmende Weise nahegekommen. Ich erblickte bekannte Dinge, von denen ich, wie ich glaubte, in letztvergangener Nacht geträumt hatte. Ich sollte ins sogenannte Inquisitoriat gebracht werden, wie ich aus den Bemerkungen meiner Begleiter entnehmen zu müssen glaubte. Aber dies konnte das Inquisitoriat unmöglich sein. Alles hätte ich eher vermutet, als daß man mich in dieses Haus bringen würde, daß ich diese Treppe noch einmal würde hinaufsteigen müssen, statt in den Frieden und den Schutz der Gefängniszelle einzugehen. Es lag ja bei mir, ob ich sie zur Zelle eines Beters, eines Büßers, eines Heiligen machen wollte.

Dies jedoch war wirklich zu viel. Ich blieb inmitten der Treppe stehen und fragte, ob man sich nicht geirrt habe. Die Antwort lautete: „Keineswegs." Hundert Male war ich diese enge knarrende Holzstiege, ohne etwas Besonderes an ihr zu finden, hinaufgestiegen, da es ja die Treppe zur Wohnung von Tante Schwabe war. Jetzt aber stießen unsichtbare Fäuste aus den Wänden, aus dem kommenden Dunkel zahllos und furchtbar von vorn auf mich ein, und ich dachte schon, wohl oder übel davonzulaufen.

Das mußten meine Begleiter bemerkt haben, denn sie packten mich stärker an, und ich stolperte, förmlich geschleudert, in den Vorflur der Schwabeschen Wohnung.

*

Die Wohnung bestand aus dem kleinen lichtlosen Vorflur, einer engen Küche mit Speisekammer, dem Zimmer, worin die Tante schlief, dem Salon mit den roten Plüschmöbeln und dem kleinen Büro, das die in viele Fächer geteilten Schränke für die Pfandobjekte, das Hauptbuch, die Korrespondenzen und dergleichen enthielt. Der kleine eiserne Geldschrank war nicht hier, sondern im Salon neben dem Sofa aufgestellt, damit er den mancherlei Elementen, die im Büro

aus und ein gingen, nicht in die Augen stechen konnte.

Ich hatte, wir mußten im Vorflur warten, sekundenweise das Gefühl, dicht vor einem Erlebnis zu stehen, das meine Seele für immer umnachten würde, dann wieder war ich allem, was um mich vorging, so ferngerückt, als ob ich als bloßer Zuschauer einem arrangierten Schauspiel beiwohnte.

Die Morgensonne schien ins Büro, dessen Tür geöffnet war. Ebenso standen die Türen zum Salon und zur Küche offen. Man hatte wohl alles nach Möglichkeit unverändert gelassen, wie man es am Morgen nach der Mordnacht fand.

Der Harzer Roller, er hing im Büro, schmetterte ununterbrochen aus voller Brust. Sein ahnungsloser und sorgloser Jubel bildete zu dem, was sich hier vollzogen hatte und noch vollzog, den seltsamsten Gegensatz.

An der Bürotür mußte etwas Gewaltsames vorgegangen sein. Ein Kleiderständer, der in ihrer Nähe stand, mit Tantes Regenmantel und Schirm und, wie ich erkannte, Wigottschinskis Hut und Paletot, war umgeworfen.

Auf dem Tisch im Salon waren die Reste des gestrigen Abendbrotes noch nicht abgeräumt. Man sah Brot, Butter, Aufschnitt, Radieschen,

Schweizerkäse und Eierschalen sowie eine halb- und eine ganzgeleerte Weinflasche. Auf einer Schüssel lagen Gräten und Kopf einer geräucherten Flunder. Ein Essen, wogegen Tante Widerwillen empfand, das sie aber Wigottschinski, weil er es liebte, meist vorsetzte.

Mich schauderte leicht, als ich diese Eßwaren sah. Schwer zu sagen, aus welcher Ursache. Vielleicht hatte ich ein Gefühl, als habe hier ein Gespenstermahl stattgefunden.

Warum schienen mir nun aber gerade dieses einfache, höchst wirkliche Brot, diese gelbe Butter usw. ganz besonders gespensterhaft? Während mich das Gebrummel der Stimmen hinter der geschlossenen Tür des Schlafzimmers wenig berührte. Allerdings: das Gespenstische wuchs um mich. Es sagte mir ein Instinkt, daß die Zunahme des Spukhaften im Kreise meiner Wahrnehmungen für mich sogar von Vorteil sei. Ich brauchte nur wenig nachzuhelfen, um der gräßlichen, rohen Wirklichkeit das Tatsächliche, Wirkliche fast zu nehmen, das sonst meinen Geist vielleicht zerstört hätte.

*

Unausgesetzt empfand ich Übelkeit, die sich einige Male zu konvulsivischem Brechreiz steigerte.

Weil mich manchmal Ingrimm befiel und ich sogar mit den Zähnen knirschte, schien ich meinen Begleitern um so mehr als gefährlicher Bösewicht. Allein es packte mich nur unsägliche Bitterkeit jener unbegreiflichen Macht gegenüber, die mir gleichsam das Urbild der Schönheit vorgehalten, um mich damit auf tückisch verschleiertem Wege in eine stinkende Senkgrube zu verlocken.

Aber Zähneknirschen und Fäusteballen nach oben hilft nun nichts. Der Mensch hat einen überstiegenen Begriff von sich. Er wird in einer Lüge erzogen und wundert sich begreiflicherweise, wenn ihm unter einem brutalen Fußtritt des Schicksals bewiesen wird, wie es in Wahrheit mit seiner Göttergleichheit beschaffen ist.

Vielleicht war es aber doch gut, daß mich eben ein finsterer Trotz befallen hatte, als die Tür des Schlafzimmers sich öffnete, wo man, wie mir natürlich längst klar geworden war, mich der Ermordeten gegenüberstellen wollte. Ohne diesen Trotz hätte ich mich vielleicht nicht aufrechterhalten.

Eben wollten die Beamten und ich vorwärtsschreiten, als man uns abwinkte und die Türe wiederum schloß.

Mich kam ein nervöses Lachen an, was mir natürlich als Abgebrühtheit, als Roheit angekreidet wurde. Es hatte sich aber eine Vorstellung aus den Tagen meiner Kindheit in mein

Hirn gedrängt, wo wir drei Geschwister, meine Schwester, mein Bruder und ich, ebenfalls, aufs höchste gespannt, auf das Öffnen einer Tür warteten. Hinter ihr hatte man den bekannten Weihnachtstisch aufgebaut und zündete eben am Tannenbaum die Lichte an.

Und ich schluchzte vor krampfhaftem Lachen, weil ich zwangsweise denken mußte, wie das doch heute und hier ganz ähnlich zugehe, aber freilich eine ganz andere Bescherung sei.

Inzwischen wurde die Tür nun wirklich sperrangelweit aufgemacht. Ich sammelte mich einen Augenblick und dachte im Vorwärtsschreiten wie von selbst nur noch an die Worte meiner Marie: „Lorenz, du hast Schweres durchgemacht und wirst Schweres durchmachen. Aber spare dich auf für mich! Ich warte auf dich."

*

Nein, ich mache hier kehrt. Ich lasse den unwirklichen Schatten meiner Persönlichkeit, meinen schattenhaften Doppelgänger ohne mich über die Schwelle des in jeder Beziehung besudelten, ekelhaften Alkovens der Tante eintreten, wo sie scheußlich entwürdigt, im Hemd, als Leiche lag.

Oh, Rosen, Rosen! Man muß den Duft von Rosen, von abertausend weihrauchspendenden

Rosen einatmen! Oder den Duft des drüben rauschenden kalten und klaren Gebirgswassers! Tannenduft! Stahliger Trank der lauteren himmlischen Bergluft durchdringe mich, sei mir als tägliches Bad willkommen!

Hiermit sei der Entschluß gefaßt, selbst das Bildchen Veronikas heute oder morgen meiner guten Marie auszuliefern.

Seltsam, wie ich plötzlich auf diesen Gedanken gekommen bin.

Wie hängt der Schauder, der mich noch heute in der bloßen Vorstellung des Mordgemaches, an seiner eingebildeten Schwelle, ergriffen hat, mit diesem Brettchen aus Pappe zusammen, von dem Veronikas holdes Kinderköpfchen mich anlächelt?

Wie hängt das Urbild der Reinheit, dieses himmlische Gnadenbild, mit dem stinkenden Höllenloch zusammen, dessen bloße Vorstellung mir die Luft meines reinlichen Hauses vergiftet?

Nun, nicht anders, wie eben Beginn und Ziel einer Bahn zusammenhängt.

Ich habe in meiner Zelle, wo ich dazu hinter Schloß und Riegel genügend Zeit hatte, über den Zusammenhang dieses Ausgangspunktes und dieses Endpunktes nachgedacht, und was ich auf diese Weise ermittelt habe, ist allerdings nur ein kleiner Teil, wie dargelegt wurde.

Nämlich durch den Anblick höchster Reinheit bin ich zur tiefsten Häßlichkeit und durch den Anblick der allerniedrigsten Häßlichkeit zur Reinheit, sogar in einem anderen, in einem besseren Sinne, geführt worden.

Ahnten diese Gerichtspersonen, die mich in Gegenwart der Toten je nachdem heimlich belauerten, anstarrten, mich mit Fragen zu überrumpeln suchten oder mich anranzten, daß mir gerade in dieser Mord- und Pesthöhle, gerade unter diesem Kreuzfeuer mit der Kraft des Blitzes die Erleuchtung kam, die mir die Welt, in der ich jetzt lebe und bis an mein Ende leben werde, aus dem Dunkel hob?

*

Ich dachte daran, den vorigen Absatz auszustreichen. Ich will ihn aber stehenlassen, weil er von einer gewissen Verwirrung zeugt, in welche mich noch heute die Erinnerung an meine Konfrontation mit der Leiche und an der Leiche mit Wigottschinski bringen kann.

Ich werde aber versuchen, den Hauptpunkt des Absatzes und damit vielleicht auch die andern bis zu einem gewissen Grade zu klären.

Mit einem Schlage nämlich offenbarte mir das Mordzimmer das ganze hoffnungslose Elend,

zu dem alles Leben verurteilt ist. Diese Offenbarung geschah, wie gesagt, mit der Macht des Blitzes in einem grellen, wie mir im Augenblick schien, fast tödlichen Licht. Da lag die Tote, bei der die Leichenstarre schon eingetreten war, beinahe nackt und, man kann sagen, den Augen aller in einer entehrenden Stellung preisgegeben. Dieser erwürgte, unschöne Formen zeigende weibliche Mensch mit dem schwarz unterlaufenen Halse hatte nicht einen Zug, der mich an Tante Schwabe erinnerte. Diese geformte Fleischmasse war mir so fremd, daß ich bei ihrem Anblick außer einem tierischen Schauder nichts empfand.

Dazu also hatte die Tante Pfennig auf Pfennig, Mark auf Mark gehäuft, hatte gerechnet und gewuchert, das Elend anderer Menschen systematisch ausgebeutet, um diesem Ende zu verfallen, dem sie ja schließlich auch nicht hätte entgehen können, wenn die Unzucht ihres alten Kadavers sie nicht in die Arme ihres Mörders gelegt hätte.

Und war sie im Grunde allzuviel weniger mit Schuld belastet als er? Mutter erzählte von zwei Fällen, wo sich Klienten der Tante, als die ihnen ausgestellten Wechsel präsentiert wurden, der eine so, der andere so, das Leben genommen hatten.

Nun, und diese Richter, diese Kriminalbeamten, diese Staatsanwälte, durfte man sie als schuld- und sündlose Menschen ansprechen? Haben

nicht fast alle Menschen irgendeine geheime Sünde, ein geheimes Vergehen zu verschweigen, wo es nicht viele und geradezu zuchthauswürdige Verbrechen sind? Und was geschieht nicht alles, auch von den Gerichten, teils aus menschlicher Unzulänglichkeit überhaupt, teils aus Nachlässigkeit oder Fahrlässigkeit, wodurch über Glück oder Unglück, Sein oder Nichtsein von schuldlosen Menschen entschieden wird!

Aus diesem Raume ging ich also zwar zerknirscht, aber andererseits auch mit einer seltsam erhobenen Seele hervor. Ich war gleichsam über mich selbst erhoben. Es war mir klar, daß ich, sofern ich meine gewonnene Einsicht recht benützte, wenig verlieren, wohl aber den wahren Gewinn des Lebens einstreichen könne: die Kraft, sich über das Dasein zu erheben. Eine Kraft, die mit der, zu entsagen, gleichbedeutend ist.

Und nun wird man möglicherweise auch den Entschluß verstehen, mich der kleinen Photographie Ve.onika Harlans zu entäußern.

*

Nun bin ich also doch über die Schwelle des Mordgemaches getreten, aber nur so, und zwar im Geiste, hinein und heraus, daß es deutlich werden mußte, wie ich als Mensch hinein und als

ein ganz anderer herausgetreten bin. Nachdem ich unter dem Blitz der Erleuchtung gestanden hatte, sah ich die groben Täuschungen, denen ich zum Opfer gefallen war, etwa wie jemand, der eine grüne blumige Aue zu betreten glaubt und den Fuß auf eine mit grünen Wasserlinsen völlig bedeckte tiefe Jauchenpfütze setzt, in der er alsbald bis über den Kopf versinkt.

Als ich hinter Riegeln, Mauern und dichten Eisenstäben, meiner Freiheit von Menschen beraubt, in der Gefängniszelle saß, hatte ich in einem inneren Sinne Freiheit erlangt, ich hatte Stricke und Banden schwerer Irrtümer abgeworfen. Ich war aus der Jauchenpfütze wieder emporgetaucht und hatte den Unrat von mir geschüttelt. Vor einem neuen, ähnlichen Bade glaube ich sicher zu sein.

Es folgte die Untersuchungshaft, es folgten Verhöre auf Verhöre. Die Untersuchungen brachten Dinge zutage, die von dem wahren Gange meines Erlebnisses so weit ablagen, daß sie für diesen ohne Bedeutung sind. Und da ich nun einmal Schein vom Sein zu trennen gelernt hatte, übte ich das Gelernte auch weiter aus und wurde von der äußerlichen Prozedur des Gerichtsverfahrens nicht mehr im Kern meines Wesens berührt.

Manchmal während der Sitzung des Schwurgerichts war es mir, als säße nur eine Kleiderpuppe

von mir auf der Anklagebank, daran Richter und Staatsanwalt ihr Mütchen kühlten, und ich selber sei in der Zelle geblieben.

*

In meinem Mitteilungsbedürfnis und Material tritt eine gewisse Ebbe ein. Es ist also wohl das meiste von dem, was die Krise meiner Lebenswende betrifft, allmählich gesagt worden. Dennoch ist mir, als ob noch ein wichtiger Rest bliebe.

Ich werde heute zu Dr. Levin in das Schulhaus hinübergehen — er hat wiederholt nach meinem literarischen Unternehmen gefragt — und werde mit ihm einen Tag verabreden, wo ich ihm das bis jetzt Geschriebene vorlesen kann.

Es ist das Eigentümliche meines Falles, daß ich mit ihm, dem Falle, im Einklang bin. Aus diesem Grunde ist meine Aufzeichnung auch über den Rahmen einer Verteidigungsschrift etwa vor weltlichen Richtern hinausgewachsen. Dagegen kommen solche Richter als Leser für mich in Betracht, die wiederum ihrerseits über den Richterberuf hinausgewachsen sind. Ein solcher Mann ist Dr. Levin, von dem ich ja früher schon gesprochen habe. Es ist der einstige Staatsanwalt, der hier im Dorfe Volksschullehrer ist

und keinen höheren Wunsch hegt, als unter den Erlen, Eschen und Birken unseres einfachen Fleckchens seine Tage zu Ende zu leben und einst auf dem dichtverwachsenen Kirchhof des Ortes den Lebenstraum auszuträumen. Darin sowie in manchem anderen stimmen wir überein.

Wenn ich sagte, ich sei im Einklang mit meinem Fall, so will dies bedeuten, ich unterscheide mich von jenen, die, wie ich, im Zuchthaus gesessen haben und nun über den Gram darüber nicht hinauskommen. Ihr Ehrgeiz scheint durch den unauslöschlichen Schandfleck, der ihnen in den Augen des Bürgertums anhaftet, wie der Nerv eines hohlen Zahnes zehnfach rege geworden zu sein und tausendfach Schmerzen zu verursachen. Sie kommen über das: „Oh, hätte ich doch nicht . ., oh, wäre ich doch nicht . . ., oh, könnte ich doch das Geschehene ungeschehen machen . . .“ nicht hinaus. Ihr Dasein ist eine Kette von Selbstvorwürfen und Reueempfindungen. Fast wahnsinnig macht sie der immer wiederholte Versuch, das Leben bis auf die Zeit vor der Tat zurückzuschrauben. Wie würde ich doch heute ganz anders handeln, denken sie.

„Warum haben Sie denn“, so fragte ich Dr. Levin, „eigentlich Ihren Juristenberuf aufgegeben?“

„Es erben sich Gesetz und Rechte wie eine ewige Krankheit fort", sagte Dr. Levin. Und er setzte hinzu: „Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet."

Ich habe mir auch eine Stelle des Kirchenvaters Tertullian, die er mir übersetzte, aufgeschrieben. Sie zeigt, wie die ersten Christen über Machthaber und Ausüber, über Richter und Gericht gedacht haben, und lautet so: „Es ist kürzlich darüber ein Disput entstanden, ob ein Diener Gottes die Verwaltung irgendeiner Ehrenstelle oder eines obrigkeitlichen Amtes übernehmen dürfe. Geben wir zu, daß es jemand gelingen könne, ohne zu schwören, als Inhaber einer Ehrenstelle aufzutreten, ohne ein Urteil über Leben und Tod oder über die bürgerliche Ehre eines Menschen zu sprechen, ein Strafgesetz zu geben, ohne zu verurteilen, jemand fesseln, einkerkern oder foltern zu lassen — dann mag auch ein Diener Gottes ein solches Amt annehmen."

Nein, ich bin nicht ein „Oh-wäre-ich-doch-nicht", „Oh-hätte-ich-doch-nicht". Ich bin ein Seiender, bin ein Lebendiger. Das Leben ist viel zu groß, um es wohl gar restlos in das bürgerliche Kramlädchen und Hinterstübchen zu verstauen, und ich weiß allbereits viel zu viel davon, um mich darin fest, frei und berechtigt zu fühlen. Da ist

die Sonne, da ist der Mond, da sind die Sterne, da sind die Milchstraßen. Ich atme Luft, Duft, Wärme, Eis, Nebel, Sturm. Ich genieße das Licht, ich genieße das Nächtliche. Schlösse man mich vom Verkehr mit den kleinen, verknöcherten Menschen aus, nun was könnte mir Lieberes begegnen? Wenn man mich aber flugs ganz allein ließe — nun, welcher Mensch ist letzten Endes nicht ganz allein? Und ist mein Bewußtsein nicht grenzenlos? Und sollte ich mich unter das Menschliche stellen, unter irgendeinen Menschen, der lebt, da ich mich doch jeden Tag, jede Nacht voll Inbrunst an das Göttliche andränge?

*

Ich habe meinen Fall in den langen Nächten und Tagen meiner Einzelhaft, wie gesagt, allseitig untersucht und mich schließlich und endlich im Einklang mit ihm gefunden. Der kleine, engbrüstige, enggeistige Magistratsschreiber von einst ist nicht mehr. Meine Brust ist gewölbt, mein Geist ist unabhängig und weit, sogar mein Gang ist besser geworden.

Ich will das Häßliche nicht beschönigen, dennoch könnte man etwa mit einem gewagten Bilde von einer Perle reden, die ich am Grunde der Pfütze gefischt und mit mir emporgebracht habe. Und

hätte ich ohne die erlebte Kette von Täuschung und Leiden eine Stunde erleben können wie die, als ich nach der Entlassung durch das Portal des Breslauer Inquisitoriats unter den freien Himmel trat, wo mir sogleich Marie in den Armen lag? —

*

Nein, ich will nicht zu Dr. Levin hinübergehen. Ich werde selbst ihm den Inhalt dieser Blätter nicht preisgeben. Es läge erstlich darin eine gewisse Schamlosigkeit, die an den Tag gelegt zu haben ich mir vielleicht lange nicht verzeihen könnte. Ich würde wahrscheinlich auf Jahre hinaus ein Mißbehagen deswegen mit mir herumtragen. Wer kann wissen, ob dieses Mißbehagen nicht einen Grad annehmen würde, der mich von hier fort in eine neue Fremde triebe: ganz einfach, weil mein Geheimnis, mein heiligstes und tiefstes Geheimnis, in den Händen eines andern wäre? Ich hätte ja auch meinen Schwiegervater und meine Frau ohne ihre Einwilligung in ihren zartesten Regungen der Öffentlichkeit preisgegeben. „Schreibe," hat zwar mein gutes Weib gesagt, als ich diese Aufzeichnungen begann, „es kann ja möglicherweise ein Buch daraus werden." Nun, es ist heute ein

Buch, aber die gute Marie und Papa Starke möchten doch wohl erschrecken, wenn sie sähen, wieweit ich in der Entblößung meiner selbst und unser aller gegangen bin.

Demnach dürfte ich es auch ihnen nicht zeigen?

Nun, es kommt dafür eines Wintertages, eines Winterabends vielleicht doch noch die Zeit. Vorläufig will ich die Blätter wegschließen.

Es bleibt allerdings zu erwägen, ob ich Mariens Herz durch die Enthüllungen über Veronika ein neues Weh zufügen soll.

*

Meine Mutter ist, bevor ich das Licht der Freiheit wiedersah, gestorben. Ich hoffe, nicht an gebrochenem Herzen, wie man sagt. Außer Starke und Marie nahm sich, während ich im Gefängnis saß, mein Bruder Hugo ihrer an. Die Mutter hat, sagen Marie und Starke, niemals an meine Schuld geglaubt und den Glauben an meinen guten Charakter und überhaupt an mich nie verloren.

*

Ich habe keine Ahnung, auf welche Weise meine Schwester Melanie der strafenden Hand

des Gesetzes entgangen ist. Ich erhielt von ihr einen einzigen Brief, und zwar aus Bahia in Brasilien. Sie habe, schrieb sie, sich dort verheiratet. Der Schluß ihres Briefes war: „Wenn es mir weiter gut geht, schreibe ich nach zwei Jahren wiederum. Sonst lebe wohl für ewige Zeiten!“

Gerhart Hauptmann

Gesammelte Werke in acht Bänden

★

Erster Band

Vor Sonnenaufgang / Das Friedensfest / Einsame Menschen
Die Weber / Kollege Crampton / Der Biberpelz

Zweiter Band

Hanneles Himmelfahrt / Florian Geyer / Elga / Die versunkene Glocke / Fuhrmann Henschel

Dritter Band

Schluck und Jau / Michael Kramer / Der rote Hahn / Der arme Heinrich / Rose Bernd

Vierter Band

Die Jungfern vom Bischofsberg / Und Pippa tanzt! / Gabriel Schillings Flucht / Kaiser Karls Geisel / Griselda / Die Ratten

Fünfter Band

Bahnwärter Thiel / Der Apostel / Der Narr in Christo
Emanuel Quint

Sechster Band

Griechischer Frühling / Atlantis

Siebenter Band

Peter Brauer / Festspiel in deutschen Reimen / Der Bogen des Odysseus / Winterballade / Der Ketzer von Soana

Achter Band

Der weiße Heiland / Indipohdi / Anna

★

Sämtliche Werke sind auch in Einzelausgaben erschienen